Danzig-Sonderheft

Uniwersytetu Gdańskiego Biblioteka
F-1
CIII 1331

Der Deutsche im Osten

Jahrgang 2 Juni 1939 Heft 4

Postverlagsort Berlin

INHALT

Seite

Dr. Karl Hans Fuchs: Worum handelt es sich in Danzig? Grundsätzliches zur Lage an der Weichselmündung 3

Prof. Dr. Erich Maschke: Der Zusammenbruch des Versailler Systems im Osten. — Zum 20. Jahrestag der Unterzeichnung des Schanddiktats 17

Willibald Omankowski: Danziger Kirchen, Gedicht 24

Elfriede Fuchs: Seele der Heimat 25

Erich Post: Dem Erbauer der Stadt, Gedicht 29

Kultussen. Ad. Boeck: Erziehung und Bildung in Danzig. — Die Neugestaltung des Danziger Schulwesens nach nationalsozialistischen Grundsätzen 31

Gauschul.-Leiter W. Löbsack: Die Danziger „Adolf-Hitler-Schule" als Zentrum ostpolitischer Schulung 40

Hansulrich Röhl: Sommerlied 43

Erich Post: Im Strauch vorm Strom, Gedicht 44

Dr. Gregor Brutzer: Mittelalterliche Malerei in Westpreußen 45

Dr. Franz Lüdtke: Deutsche Dichtung um Weichsel und Warthe 55

Edgar Sommer: Weichselufer, Gedicht 61

Ernst Frieböse: De Fischwiewers von Danzig 62

Hans Friedrich Blunck: Schelmengeschichte vom Danziger Goldschmied 63

Wolfgang Federau: Fragen in der Nacht, Erzählung 66

Dr. Horst Joswig: Deutschbewußtsein und Besonderheit in der Danziger Dichtung im Zeitalter Friedrichs des Großen 69

Lothar P. Manhold: Garten der Dichtung, Gedicht 74

Hanns Strohmenger: Eine Geschichte der Danziger Malerei vom Mittelalter bis zum Barock 75

Volk und Raum im Osten 77

Danzigs Bedrohung durch Gdingen (Dr. Kurt Peiser) — Die Weichsel ist nicht Polens Handelsstrom (f.) — Wie Danzig polonisiert werden sollte (m. b.) — Die Mordtat von Kalthof (dp.) — Du mußt wissen, daß ....

Anzeigenteil 94

Die Bildvorlagen sind von:
„Volk und Reich Verlag", Berlin, Seite 1, 35, 37; August Lukait, Insterburg, Seite 7, 11; Brinckmann-Schröder, Braunschweig, Seite 28, 54, 62; Foto-Sönnke, Danzig, Seite 41; Presse-Illustrationen Heinrich Hoffmann, Berlin, Seite 15; Staatl. Werbestelle Danzig, Seite 26, 39; Stadtarchiv Elbing, Seite 47; Dr. Stoedtner, Berlin, Kunstdrucktafel I; eigenes Archiv, Kunstdrucktafel II und III; Stadtmuseum Danzig, Kunstdrucktafel IV, V und VI.

Einbandentwurf: Prof. F. A. Pfuhle, Danzig.

Durch alle Buchhandlungen und sämtliche Postanstalten zu beziehen.

Einzelpreis RM. 1,50 (DG. 1,50). Bezugspreis: RM. 3,50 vierteljährlich (DG. 4,— viertelj.).

Oberschlesische Kohlen- und Koks-Handels-Gesellschaft m. b. H.

Danzig-Langfuhr, Magdeburger Straße 4, Tel. 41848/49

Der Deutsche im Osten

Monatsschrift für Kultur, Politik und Unterhaltung

Jahrgang 2 | Juni 1939 | Heft 4

Uniwersytetu Gdańskiego
Biblioteka
C III 1331

D 62/61/38 n.

1 vol. 20.00

Karl Hans Fuchs

Worum handelt es sich in Danzig?

Grundsätzliches zur Lage an der Weichselmündung

Die Danziger Frage ist seit dem Versailler Diktat stets der Knotenpunkt des deutsch-polnischen Problems gewesen. Auch in dem jetzigen Entwicklungsabschnitt spielt sie wieder eine entscheidende Rolle und steht als die wichtigste Funktion des deutsch-polnischen Verhältnisses im Vordergrund des allgemeinen Interesses. Die jetzige Entwicklungsphase wurde eingeleitet durch die Reichstagsrede des Führers vom 28. April 1939 und den darauf folgenden Versuch des polnischen Außenministers Beck, die Schwenkung der polnischen Außenpolitik und die Ablehnung der deutschen Forderungen in seiner Rede vom 5. Mai 1939 zu begründen. Um ein Bild von der Entwicklung zu gewinnen, ist es erforderlich, sich die wichtigsten Punkte und den Hauptgedankengang dieser beiden Reden noch einmal zu vergegenwärtigen.

Adolf Hitler begann seine Ausführungen mit der fundamentalen Feststellung, daß „die eigenartige Festlegung des Korridors Polens zum Meer", die schwerste Wunde gewesen ist, die Deutschland durch das Versailler Diktat zugefügt wurde. Trotzdem wurde der Versuch eines Ausgleichs unternommen, mit dem Ziel, das deutsch-polnische Verhältnis endgültig auf eine neue Basis zu stellen und eine Dauerhaftigkeit des so gewonnenen Zustandes zu erreichen. Auf dem Wege zu diesem Ziel stellte sich die Frage der deutschen Stadt Danzig als ein Problem dar, das durch das allmähliche Erlöschen der Institution des Völkerbundkommissars auf eine schnelle Lösung hindrängte. Es wurde also deutscherseits nach mehrfachen Erörterungen über die Danziger Frage ein konkretes Angebot unterbreitet, das von dem Grundsatz ausging, daß „ebenso wie Polen einen Zugang zum Meere wünscht, Deutschland einen Zugang braucht zu seiner Provinz im Osten". Dieses Angebot sah bekanntlich die Rückkehr Danzigs „als Freistaat" (!) zum Reich vor, wobei Polen „sämtliche wirtschaftlichen Rechte" (!!) in Danzig behalten und noch dazu einen Freihafen „beliebiger Größe und bei vollständig freiem Zugang" in Danzig bekommen sollte. Ferner forderte Deutschland eine exterritoriale Autostraße und Eisenbahnlinie durch den Korridor, um dagegen eine endgültige Garantie der deutsch-polnischen Grenzen, einen 25jährigen Nichtangriffspakt und Sicherung der polnischen Interessen an der Unabhängigkeit der Slowakei anzubieten.

Wenn die Schaffung des Korridors „die schwerste Wunde" oder „das allerschmerzlichste Problem" Deutschlands genannt werden muß, kann man dieses Angebot an Polen mit Fug und Recht als „das gewaltigste Entgegenkommen, das an sich denkbar war" bezeichnen. Über die Ablehnung dieses Angebots durch Polen, das der Führer ausdrücklich ein „einmaliges" nannte, wird — so schloß er diesen Teil seiner Ausführungen — die Nachwelt urteilen müssen. Polen wäre bei einer solchen Lösung „überhaupt kein gebender Teil, sondern nur ein nehmender" gewesen, „denn daß Danzig niemals polnisch werden wird, dürfte wohl außer Zweifel stehen". — Es folgten dann in der Reichstagsrede die Ausführungen über die polnisch-englischen Abmachungen und die Ungültigkeitserklärung des deutsch-polnischen Vertrages von 1934.

Der polnische Außenminister Beck ließ sich die letzte Chance zu einer sachlichen Erörterung, die der Führer auch in dieser Rede mit der Bemerkung, daß „dies keine Änderung seiner grundsätzlichen Einstellung zu den angedeuteten

Problemen bedeute", offengelassen hatte, wiederum entgehen. Er zog es vor, in seiner Rede vom 5. Mai 1939 vor dem polnischen Sejm durch polemische Randbemerkungen einer konkreten Beantwortung auszuweichen. Soweit diese Ausführungen die Danziger Frage und die damit zusammenhängenden Probleme betrafen, seien sie hier nochmals kurz zusammengefaßt: Die Freie Stadt Danzig sei — so führte Beck aus — nicht erst eine Erfindung des Versailler Vertrages, sondern eine schon seit Jahrhunderten bestehende Erscheinung, deren Existenzberechtigung und Entwicklung sich daraus ergebe, daß sie an der Mündung eines Polen gehörenden Flusses und an dem Hauptwasser- und Eisenbahnwege Polens zur See gelegen sei. Dies sei eine Wahrheit, die „keine neuen Formeln zu verwischen vermöchten". Die Bevölkerung Danzigs sei „heute (!!) in ihrer überwiegenden Mehrheit deutsch", ihre Existenz und ihr Wohlergehen von dem wirtschaftlichen Potential Polens abhängig. Die Folgerungen, die Polen aus diesem Sachverhalt gezogen habe, seien die gewesen, daß es bei der entschiedenen Vertretung der Rechte und Interessen seiner Seepolitik in Danzig „niemals versucht habe, bewußt einen Druck auf die freie nationale, ideelle und kulturelle Entwicklung der deutschen Mehrheit in der Freien Stadt auszuüben".

Wie erinnerlich versuchte Beck dann die Ablehnung des deutschen Angebots mit der Gegenfrage „Worum handelt es sich eigentlich?" zu begründen. Er beantwortete selbst diese Frage, indem er behauptete, dieser Vorschlag verfolge den Zweck, Polen von der Ostsee abzudrängen, er verlange einseitige Zugeständnisse von polnischer Seite, während die angebotene Anerkennung der deutsch-polnischen Grenzen als die Anerkennung eines „de jure und de facto unstrittigen polnischen Eigentums" keinerlei Bedeutung besäße.

Jeder dieser Sätze aus der Rede Becks enthält eine andere der seit Jahren von polnischer Seite vertretenen Propaganda-Thesen. Mit derartigen Einzelfragen beschäftigen wir uns an anderer Stelle dieses „Danzig-Sonderheftes" [1]). In dieser Betrachtung wollen wir nur auf die von dem polnischen Außenminister berührte Kernfrage unsere Antwort erteilen, auf die Frage nämlich: „Worum handelt es sich eigentlich?"

Dazu wollen wir uns zunächst einmal der Umstände erinnern, unter denen es zur Abtrennung Danzigs vom Deutschen Reich im Versailler Diktat gekommen ist. Diese ohne jede Volksbefragung durchgeführte Maßnahme wurde bekanntlich mit der Notwendigkeit begründet, Polen einen Zugang zum Meere zu geben. Aus dieser Begründung leiten sich alle weiteren Berechtigungen her, die Polen auf dem Gebiet der Freien Stadt besitzt, und die gleiche Formel muß auch heute noch herhalten, um die Unentbehrlichkeit des Danziger Hafens als „des einzigen natürlichen Zuganges zum Meer" für die wirtschaftliche und politische Existenz Polens zu beweisen. Man braucht sich nicht mit langwierigen Formulierungen abzuquälen, um auf diese Thesen die richtige Erwiderung zu finden. Polen selbst hat den Gegenbeweis gegen seine eigenen Behauptungen seit langem geliefert. Dieser Gegenbeweis liegt in einem einzigen Begriff beschlossen: Gdingen.

In diesem „Problem Gdingen", d. h. in der Frage der polnischen Konkurrenz gegen den Danziger Hafen, dessen vertraglich garantierte Monopolstellung als Zugang Polens zum Meer die einzige Voraussetzung für den status quo bildet, laufen alle anderen Fragen immer wieder zusammen. Auch diesem Hafenproblem widmen wir an anderer Stelle eine ausführliche Darstellung. Wir begnügen uns hier zunächst mit der Feststellung, daß die polnische Regierung bereits im Jahre 1924 nur wenige Kilometer von Danzig entfernt einen neuen freien Zugang zum Meer zu errichten begann, daß dieser aus staatlichen Mitteln gebaute, durch den Staat betriebene und geförderte zweite Hafen nicht etwa dazu dienen sollte, den zusätzlichen, in Danzig etwa nicht mehr zu bewältigenden seewärtigen Warenverkehr Polens zu erledigen hatte, sondern daß der zweite Zugang zum Meer auf Kosten des „natürlichen" Zugangs Danzig seinen Umschlag von Jahr zu Jahr immer mehr

[1]) Vgl. unter „Volk und Raum im Osten".

erweiterte und diesen damit praktisch außer Kraft zu setzen drohte. Diese Entwicklung führte dahin, daß bis zum Jahre 1933 der Anteil Danzigs am seewärtigen Warenverkehr Polens von 75,2 (im Jahre 1929) auf 45,8 sank, während der Anteil des neuerrichteten Staatshafens Gdingen von 24,8 v. H. (1929) auf 54,2 v. H. stieg, also 1933 Danzig bereits überflügelte! Dies geschah, obwohl die Umschlagskapazität des Danziger Hafens noch keineswegs voll ausgenutzt war und mit unendlich geringeren Unkosten, als sie durch die Erbauung und Erhaltung Gdingens verursacht wurden, auf weit über den heute über beide Häfen gehenden polnischen Umschlag gesteigert werden könnte.

Die Frage der geographischen Lage Danzigs an der Weichselmündung, die nach den Worten des polnischen Außenministers „durch keine neuen Formeln verwischt werden kann", hängt mit diesem Hafenproblem aufs engste zusammen. Als die vor dem Kriege unter drei verschiedenen Staaten aufgeteilte Weichsel durch den Versailler Vertrag fast in ihrem gesamten Lauf unter dem Einfluß der polnischen Verwaltung kam, hätte man erwarten können, daß die Weichselschiffahrt einen großen Aufschwung nehmen würde. Man sollte ferner annehmen, daß die polnische Regierung mit Rücksicht auf den einzigen natürlichen Zugang zum Meer, dem Weichsel-Mündungshafen Danzig, „die Krone der Weichsel", dem Ausbau und der Regulierung dieses Stromes die allergrößte Sorgfalt gewidmet hätte. Die Tatsachen zeugen vom Gegenteil: In 20 Jahren sank der Warenverkehr auf dem „Hauptwasserweg" Polens nach Danzig auf 75 v. H. der Mengen, die vor dem Kriege allein auf dem preußischen Teile der Weichsel nach Danzig befördert worden waren! Und die Sandinseln im Strombett der Weichsel, die eingefallenen Ufer, die verwilderten Buhnen selbst in dem von der preußischen Verwaltung so intensiv gepflegten Unterlauf, zeugen von der Pflege, die Polen dieser seiner „Lebensader" zuteil werden läßt.

Nur diese beiden Momente seien hier herausgegriffen, um zu zeigen, was Polen bis 1933 getan hatte, um Danzig und seine Bevölkerung in den Genuß der wirtschaftlich angeblich so günstigen und naturgegebenen Zugehörigkeit zum polnischen Wirtschaftsgebiet zu setzen. Viele weitere Momente, die an anderer Stelle noch eingehender behandelt werden, seien kurz angedeutet: der Danziger Hafen erlitt nicht nur mengenmäßige Verluste, sondern auch strukturelle Nachteile zugunsten des durch den polnischen Staat systematisch geförderten Hafens von Gdingen. Die wertvollen Stückgüter, an deren Umschlag der Danziger Eigenhandel beteiligt war, wanderten ab und es blieben die Volumengüter, die wie die Kohle von den polnischen Gruben direkt ohne Beteiligung des Danziger Kaufmanns ins Ausland gehandelt werden. Besonders empfindlich war für den Danziger Kaufmann bei diesen Veränderungen der Rückgang auf der Seite der Einfuhr, die z. B. 1933 fast auf den vierten Teil des Standes von 1929 zusammengeschrumpft war. Die rein mengenmäßige Vergrößerung des Danziger Umschlages gegenüber der Vorkriegszeit ist also ein ganz trügerisches, von Polen allerdings mit Vorliebe angewendetes Beweismittel. Diese Vergrößerung war keineswegs dazu angetan, die schweren Verluste auszugleichen, die Handel, Industrie und Landwirtschaft durch die Losreißung vom Kreislauf des deutschen Wirtschaftsorganismus erlitten hatten. Diese Nachteile waren ungeheuerlich: Der einst blühende Zuckerhandel, sowie die beiden großen Zuckerraffinerien brachen zusammen, der Getreidehandel wurde ruiniert, der Beschäftigungsstand der großen Danziger Werften und der anderen großen und mittleren Industrien sank beängstigend. Obwohl Polen als ein in den Anfangsstadien moderner Wirtschaftsentwicklung befindliches Land ein starkes Interesse an diesen im gemeinsamen Zollgebiet befindlichen Wirtschaftszweigen hätte haben sollen, bekämpfte es mit allen Mitteln seiner seit langem staatlich gelenkten Wirtschaftspolitik, die ihre Arme auf Grund der Verträge (Zoll, Eisenbahn, Hafen usw.) ja auch nach Danzig erstrecken kann, den deutschen Kaufmann und Unternehmer. Darüber hinaus bedrohten die unsozialen Lohnverhältnisse Polens durch die damit verbundenen

Preisunterbietungen das Lohn- und Preisniveau und damit auch den Lebensstandard der Danziger Bevölkerung in Stadt und Land, der eben aus Gründen der nationalen und kulturellen Besonderheit ein höherer sein mußte, wollte man nicht ähnlich wie das einstmals so stolze Westpreußen allmählich auf das primitive Niveau polnischer Ostprovinzen herabsinken.

Erwähnen wir noch kurz die ständig wiederholten Angriffe auf die Hoheitsrechte des Danziger Staates, die Usurpation der polnischen Post (Briefkasten-Konflikt), die Errichtung des Munitionslagerplatzes auf der Westerplatte, die systematischen Polonisierungsversuche, die Benachteiligung der deutschstämmigen Eisenbahner der polnischen Staatsbahn, die immer wiederholten Drohungen mit einem Einmarsch polnischer Truppen in Danzig, dann haben wir einen Querschnitt durch das Verhalten Polens gegenüber Danzig, wie es sich in der Zeit von 1920—1933 darstellte. In dieser Zeit, in der in Danzig keine bösen Nazis regierten, sondern artige Demokraten oder gewissenhafte, vertragstreue Juristen nach Genfer Geschmack, hat Polen jede Chance versäumt, um Danzig von den angeblichen Vorteilen der Abtrennung vom Reich zu überzeugen. Polen hat im Gegenteil alles getan, um dem Danziger Kaufmann etwaige Gewinne aus der veränderten politischen Verteilung des Hinterlandes vorzuenthalten oder diese nach Gdingen abzulenken, es hat alles getan, um der Danziger Bevölkerung die Anormalität des Zustandes fühlbar zu machen und die natürliche ideelle Sehnsucht nach der Rückkehr zum Mutterlande durch materielle Benachteiligung zu verstärken. Polen hat in dieser Zeit, wo in Danzig und Deutschland die Erfüllungspolitiker ängstlich jede aktive Auflehnung gegen das Versailler Diktat vermieden, keinen Augenblick einen Zweifel darüber gelassen, daß es auf eine baldige Änderung des heute so energisch als „heiliges Recht" verteidigten status quo an der Weichselmündung im Sinne einer gewaltsamen Besetzung Danzigs hinarbeite. Eine im Jahre 1928 durch Zufall zur öffentlichen Kenntnis gelangte geheime polnische Denkschrift, die aus Kreisen der diplomatischen Vertretung Polens in Danzig stammte, sprach diese Ziele offen aus, die später auch durch Schriften der ehemaligen Diplomatischen Vertreter Polens in Danzig, Henryk Strasburger und dessen Mitarbeiter St. Zalewski mehr oder weniger unverhohlen zugegeben wurden[2]). Die Ausgleichs-Chancen waren in den 13 Jahren, die bis zum Ende der Parteien-Herrschaft in Danzig bestanden, für Polen nicht gering. Ihre Ausnutzung hätte ihnen womöglich das so sehnlich erstrebte „Ostlocarno" einbringen können. Anstatt dessen mißbrauchte Polen jedes Entgegenkommen zu desto energischerer Ausweitung seines Einflusses, in der Hoffnung auf eine schließliche Liquidierung des Freistaates zu seinen Gunsten. Der Widerstandswille der Bevölkerung, der von innen her so zahlreichen Zersetzungsgefahren ausgesetzt war, wurde dadurch von außen her gestärkt, und selbst die knieweichsten Koalitionsregierungen zur revisionistischen und den polnischen Interessen entgegengesetzten Einstellung ihre Politik gezwungen, bis schließlich in den Zeiten von 1932/33 der Höhepunkt der Spannung um das Danziger Pulverfaß, das jeden Augenblick zu explodieren drohte, erreicht war. Das war die Situation, die die Nationalsozialisten bei ihrem Regierungsantritt in Danzig im Jahre 1933 vorfanden.

Hinsichtlich der Politik gegenüber Polen hatten die Nationalsozialisten nach der Machtübernahme zwei Möglichkeiten. Entweder die Revisionspolitik wurde fortgesetzt, gegründet auf die klaren und vor aller Welt anerkannten rechtlichen und moralischen Ansprüche Deutschlands in der Danziger und der Korridorfrage. Das hätte eine Fortsetzung der juristischen Prozesse in Genf und vor anderen internationalen Instanzen bedingt. Da davon höchstens eine Vertagung der Entscheidung und keine Änderung der an sich unhaltbaren Situation zu erhoffen war,

[2]) Siehe Danzigs Antwort an Herrn Strasburger, kritischer Bericht über dessen Broschüre „Die Danziger Frage", „Ostlandberichte", Jg. 1937 Nr. 1 und „Ein Danziger ‚ABC' nach der Lehrmethode des Herrn Strasburger", ebenda Jg. 1937 Nr. 3.

Danzig: Langer Markt mit Rathaus, Artushof und Marienkirche

wäre die Gefahr einer weiteren Zuspitzung der Verhältnisse an der Ostgrenze, die eine Weltkriegsgefahr in sich barg, unvermeidlich gewesen. — Oder aber die nationalsozialistische Regierung versuchte unter Zurückstellung prestigemäßiger Gesichtspunkte auf der Grundlage der nun einmal vorhandenen Tatsachen ein erträgliches Verhältnis zu Polen zu finden. Im Interesse des Friedens in Osteuropa hat Deutschland im Jahre 1933 die zweite Möglichkeit gewählt, ein Entschluß, der angesichts der offenbaren Unpopularität einer solchen Außenpolitik für eine grade ans Ruder gelangte nationale Regierung gewiß keine Kleinigkeit war und eben nur von einer Führung gefaßt werden konnte, die ein solches Vertrauen im Volke und eine so disziplinierte Gefolgschaft besaß, wie die nationalsozialistische.

Es muß heute wieder mit aller Entschiedenheit betont werden, daß Deutschland an sich gar keine Veranlassung hatte, im Jahre 1933 auf eine Fortsetzung der antipolnischen Außenpolitik zu verzichten, denn erstens besaßen wir einen klaren, von allen einsichtigen Politikern in der ganzen Welt mehrfach ausdrücklich anerkannten Revisionsanspruch und befanden uns, was speziell die Danziger Frage anbetrifft, rein juristisch in einer durchaus nicht ungünstigen Position, und zweitens hatten wir in der Zeit von 1920—1933 mit allen Versöhnungsversuchen gegenüber Polen immer wieder die gleichen üblen Erfahrungen gemacht, indem entgegenkommende Haltung besonders wieder in der Danziger Frage stets als Zeichen der Schwäche gewertet und zur Ausweitung des polnischen Einflusses mit dem Ziel stärkerer Polonisierung ausgenutzt wurde.

Es ist wichtig, sich grade in der gegenwärtigen Situation diese psychologischen Voraussetzungen ins Gedächtnis zurückzurufen. Denn erst auf diesem Hintergrund tritt die Größe des Entgegenkommens gegenüber Polen und das Verdienst der Nationalsozialisten an der Aufrechterhaltung des Friedens in der notwendigen Klarheit hervor. Erst wenn man diese Voraussetzungen des Zeitabschnittes von 1920 bis 1933 in Rechnung stellt, wird es möglich, aus den Ergebnissen der von 1933 bis 1939 befolgten Politik der Versöhnlichkeit gegenüber Polen die richtige Bilanz zu ziehen und die Konsequenzen, die Adolf Hitler nunmehr aus dieser Bilanz gezogen hat, gerecht zu beurteilen.

Wie also sieht die Bilanz einer sechsjährigen deutsch-polnischen Verständigungspolitik auf dem Gebiet der Danziger Frage aus? — Von polnischer Seite wird heute als Erwiderung auf die deutschen Vorschläge bezüglich Danzigs und des Korridors geltend gemacht, daß niemals einseitige Zugeständnisse gefordert werden dürften, daß vielmehr ausschließlich die Gegenseitigkeit und der Geist des Vertrauens Grundlagen eines ehrlichen Verhältnisses bilden könnten. Nun, die deutsch-polnische Situation würde heute anders aussehen, wenn Polen während der vergangenen sechs Jahre in der Danziger Frage nach diesem Grundsatz gehandelt hätte. Einige Beispiele mögen diese Behauptung illustrieren.

Danzig hatte bekanntlich mit dem Jahre 1933 auf die Weiterverfolgung einer ganzen Reihe wohlbegründeter juristischer Forderungen verzichtet und alle formalen Bedenken zurückgestellt, ohne allerdings einen prinzipiellen Verzicht auf diese Ansprüche auszusprechen. Man hoffte durch das Wegschieben dieser Paragraphendrähte schneller auf einen Weg gemeinsamer Interessen zu gelangen. Dieser loyalen Haltung entsprach das Verhalten auf polnischer Seite keineswegs. Im Gegenteil, die von Danziger Seite an den Tag gelegte Großzügigkeit in formal-juristischer Beziehung wurde mit einem unverändert starren Festhalten Polens an den juristischen Dogmen in der Danziger Frage beantwortet, wobei sich immer wieder die Tendenz zeigte, die völkerrechtliche Position des Danziger Staates in dem Sinne der polnischen These zu präjudizieren, daß Danzig nicht den Charakter souveräner Staatlichkeit besitze. Wer den diplomatisch-politischen Verkehr einigermaßen kennt, weiß sehr wohl, daß solche an sich belanglos scheinenden juristischen Präjudizierungen sehr oft zu weittragenden praktischen Folgerungen führen können. Die von Polen aus seiner juristischen

These gefolgerte, mit den Vertragsbestimmungen unvereinbare Fiktion z. B., daß seine diplomatische Vertretung in Danzig den Charakter eines „Generalkommissariats" mit behördenmäßigen Funktionen auf Danziger Hoheitsgebiet besäße, hat erst jüngst bei dem Mordfall von Kalthof zu den bedenklichsten Folgen geführt. Was hier an einem aufsehenerregenden Fall einmal nach außen hin sichtbar geworden ist, hatte sich grade in den sechs Jahren der Verständigungsära auf allen Gebieten ständig wiederholt und zu unaufhörlichen Schwierigkeiten geführt, die für Politik und Wirtschaft die schwersten Belastungen mit sich brachten. Polen wußte auf diese Weise sechs Jahre lang systematisch alles zu sabotieren, was zu einer organischen Weiterentwicklung der verklausulierten und komplizierten Rechtsverhältnisse und zur Schaffung eines vernünftigen endgültigen Zustandes an der Weichselmündung hätte führen können. Der jetzt reichlich verspätet von Polen vorgebrachte Vorschlag eines deutsch-polnischen Kondominiums in Danzig kann über diese tausendfach zu belegende Tatsache keineswegs mehr hinwegtäuschen.

Auf der anderen Seite aber konstruierte Polen in diesen Jahren, wo die Überwindung des Parteiensystems ein Ausspielen der verschiedenen parlamentarischen Faktoren gegeneinander nicht mehr ermöglichte, von vornherein nach ebenso altbewährter Methode, die Fiktion von einer angeblichen Unterschiedlichkeit zwischen der Danziger Regierung und ihren ausführenden Organen. Auf diese Weise sicherte man sich einen Vorwand, der stets dazu dienen konnte, die Nichterfüllung etwaiger von der polnischen Seite neu übernommener Verpflichtungen zu begründen.

Auch auf sämtlichen anderen Gebieten wurde polnischerseits alles versäumt, was zu einer Ausräumung des Mißtrauens hätte führen können, in erster Linie natürlich auf dem Gebiet der Presse. Auch hier spielte übrigens das oben erwähnte Problem der „juristischen Fiktionen" Polens in der Danziger Frage eine entscheidende Rolle. Der polnischen Öffentlichkeit wurde in Presse und Publizistik ständig die Darstellung geboten, als sei Danzig kein selbständiges deutsches Staatswesen, sondern ein integrierender Bestandteil des polnischen Staatsgebietes mit „autonomen" Privilegien, als sei der Diplomatische Vertreter Polens in Danzig kein im Gesandtencharakter befindlicher Diplomat, sondern ein mit behördenmäßigen Vollmachten ausgestatteter „Generalkommissar" der polnischen Regierung für das „autonome" Danziger Gebiet; man täuschte dem polnischen Publikum ferner vor, daß in Danzig neben der deutschen Mehrheit eine „polnische Bevölkerung" existiere und nicht eine kaum vierprozentige Minderheit polnischer Nationalität. Es ist verständlich, daß sich die wirklichen Verhältnisse in Danzig, wenn sie aus gewissen Handlungen der Regierung oder Bekundungen der Bevölkerung ungeschminkt hervortraten, auf diesem vorgegaukelten Hintergrund besonders kraß ausnehmen mußten. Auf die so beeinflußte, ohnehin zu Phantastereien und irrealen Wunschträumen neigende polnische Patriotenseele mußte diese deutsche Wirklichkeit in Danzig geradezu herausfordernd wirken und zu der Schlußfolgerung führen, daß der tatsächliche Zustand eben nur aus dem „Nazi"-Terror gegen die arme, „eigentlich ja polnische Danziger Bevölkerung" zu erklären sei. Der verfolgte Zweck, den Haß gegen das deutsche Danzig zu nähren, wurde jedenfalls auf diese Weise hundertprozentig erreicht.

Das war die allgemeine Grundlage der Hetztätigkeit gegen alles Deutsche, die die polnische Presse nach einer kurzen Ära der offiziellen Einflußnahme in den ersten Wochen der Danzig-polnischen Annäherung ohne Unterschied der parteipolitischen Schattierung in altgewohnter Weise fortsetzte. Alle Versuche, zwischen Deutschland oder Danzig einerseits und Polen andererseits allmählich eine Atmosphäre des Vertrauens zu schaffen, wurden systematisch torpediert. Die geringfügigsten Vorfälle in Danzig wurden aufgebauscht und in der unverfrorensten Weise entstellt. Das geschah übrigens mit wohlwollender Duldung von amtlicher Seite, um die stimmungsmäßige Grundlage für neue Forderungen an Danzig ohne polnische Gegenleistungen zu schaffen. Die Ablehnung solcher Forderungen sollte Dan-

zig dann im Schein des bösen Willens zeigen, ihre Annahme jedoch eine Möglichkeit bieten zu ungestörter Weiterausdehnung des polnischen Einflusses auf Danziger Gebiet. Das bei den Danziger Stellen vorliegende Material über die verständigungsfeindliche Haltung der gesamten polnischen Presse in den Jahren 1933—1936 würde ausreichen, um dickleibige Denkschriften zu füllen. Nur ein Beispiel sei hier angeführt. 1934, gerade in der Zeit der wichtigsten Danzig-polnischen Ausgleichsverhandlungen schrieb der berühmte „Ilustrowany Kurjer Codzienny" zur Danziger Frage folgende goldenen Worte: „Es ist nicht ohne Gefahr, in einer Munitionsfabrik Pfeife zu rauchen, sei es auch eine — Friedenspfeife!" —

Von deutscher Seite ist von vornherein kein Zweifel darüber gelassen worden, daß der Sinn des deutschen Entgegenkommens nicht in einer Verewigung des unmöglichen Zustandes an der Weichselmündung zum einseitigen Vorteil Polens bestehen könne, sondern in einem friedlichen Ausbalanzieren der Interessen in dieser Überschneidungszone. Schon im Oktober 1933 hatte der Führer in einem Interview für den englischen Journalisten Ward Price betont, daß die Zugeständnisse in der Danziger Frage in der Hoffnung geschehen, „daß die beiden Nationen die sie betreffenden Fragen dereinst leidenschaftslos besprechen und verhandeln werden". Auch die Erinnerung an diesen Ausspruch, der damals vom Ausland als eine Selbstverständlichkeit hingenommen wurde, dürfte gerade heute, wo man die deutschen Vorschläge als eine hinterhältige Überraschung hinzustellen sucht, sehr nützlich sein. Die damals von Adolf Hitler ausgedrückte Hoffnung wurde nicht erfüllt. Im Laufe der nach 1933 immer wieder in Angriff genommenen Verhandlungen über wirtschaftliche und andere Fragen hätte Polen mehrfach Gelegenheit gehabt, seinen ehrlichen Willen zu bekunden, den status quo in Danzig im Sinne der erwähnten Hoffnung zu einer dauerhaften Grundlage für die beiderseitigen Interessen auszubauen. Anstatt dessen offenbarte Polen in diesen Verhandlungen immer wieder Tendenzen, die nicht anders gedeutet werden konnten, wie als getarnte Fortsetzung der altbekannten Polonisierungsbestrebungen. Auch hierfür seien wiederum nur die wichtigsten Beispiele angeführt.

Schon im Februar 1934, also gewissermaßen im schönsten Honigmonat deutsch-polnischer Verständigung, scheute sich Polen nicht zu fordern, daß ihm die bekanntlich in Danziger Händen befindliche Zollverwaltung auf dem Gebiet der Freien Stadt vollkommen übertragen würde. Selbstverständlich wurde das abgelehnt. Wohin ein Nachgeben in diesem Punkt hätte führen müssen, hatten die Erfahrungen bewiesen, die mit der polnischen Wirtschaftskontrolle bei den Danziger Firmen gemacht worden waren. Diese auf Grund der Danzig damals zustehenden „Eigenbedarfskontingente" von polnischen Zollinspektoren durchgeführte Kontrolle hatte sich zu einer unsauberen Werkspionage gegen deutsche Firmen zugunsten polnischer Unternehmungen ausgewachsen. Was die deutsche Wirtschaft in Danzig zu erwarten hätte, wenn die ganze Abwicklung der zolltechnischen Manipulationen durch polnische Beamte durchgeführt würde, braucht nicht erst geschildert zu werden. Die Praxis der polnischen Staatsbahnverwaltung auf Danziger Gebiet hat außerdem gezeigt, daß auch die Zollverwaltung in polnischen Händen nichts anderes geworden wäre als ein Instrument zur Förderung der polnischen Unterwanderung in Danzig.

Die wahren Absichten, die Polen in der neuen Ära seiner Beziehungen zu Deutschland und zu Danzig verfolgte, waren also bald genug deutlich offenbar geworden. Sie bestanden darin, unter dem Deckmantel der „Verständigung", begünstigt durch die Nichtbefassung internationaler Instanzen mit der Danziger Frage und durch die Zurückhaltung des Reiches, das alte Ziel der allmählichen Durchsetzung Danzigs in um so verstärkterem Maße zu verfolgen. Das trat am krassesten während des sogenannten Währungs- und Zollkonflikts im Jahre 1935 zutage. Diesem seien, da er für die polnische Grundeinstellung zur Verständigungspolitik geradezu typisch war, hier einige ausführliche Betrachtungen gewidmet.

Danzig: Neptunsbrunnen

Die Danziger Regierung hatte sich bekanntlich im Mai 1935 infolge ständiger Angriffe auf die Danziger Währung, die deutlich von Warschau aus gestartet und gelenkt worden waren, gezwungen gesehen, den Gulden abzuwerten. Diese Abwertung war das einzige Mittel, um einer gänzlichen Zerrüttung der Währung durch rechtzeitige Ausbalanzierung aus eigener Initiative zuvorzukommen. Die Vermutung, daß die Angriffe auf den Danziger Gulden von Warschau ausgegangen sind, wird durch das weitere Verhalten Polens in dieser Angelegenheit bestätigt. In den über dieses Problem geführten Verhandlungen rückte Polen unter dem scheinheiligen Vorwand großzügiger Hilfsbereitschaft mit der mehr oder weniger unverhüllten Forderung nach Einführung der polnischen Währung in Danzig heraus. Diese Forderung war eine logische Ergänzung der im Februar 1934 geforderten Übertragung der Danziger Zollverwaltung. Durch die Einführung des Zloty in Danzig wäre die Kreditgewährung an die Bank Polski übergegangen und damit der Polonisierung der Danziger Wirtschaft endgültig Tür und Tor geöffnet worden. Als sich die Danziger Regierung weigerte, das lebenswichtige Hoheitsrecht auf dem Gebiete der Währung aufzugeben, fuhr Polen stärkeres Geschütz auf. Die polnischen Kohlenfirmen wurden gezwungen, ihre Kohlen nicht mehr über Danzig, sondern ausschließlich über Gdingen auszuführen, was ein sehr bezeichnendes Licht warf auf die Behauptung von der angeblichen Unentbehrlichkeit des Danziger Hafens für Polen, insbesondere für dessen Export. Doch nicht genug damit. Am 21. Juli 1935 erließ die polnische Regierung eine Verordnung, wonach die Danziger Zollstellen nicht mehr für eine Verzollung derjenigen Waren zuständig sein sollten, die zum Verbrauch in Polen bestimmt waren; diese Waren seien vielmehr ausschließlich in Polen selbst zu verzollen. Das bedeutete nicht mehr und nicht weniger, als daß Polen bereits im Jahre 1935 praktisch auf die Benutzung Danzigs als Einfuhrhafen für das polnische Wirtschaftsgebiet verzichten wollte!

Damit hatte Polen inmitten der Ära der tiefsten deutsch-polnischen Verständigung von sich aus den status quo an der Weichselmündung, für dessen Aufrechterhaltung es jetzt die ganze Welt gegen Deutschland zum Kriege hetzen möchte, verletzt. Es tat dies mit Mitteln, die nach den bestehenden Verträgen, die Polen heute als lebensnotwendige Grundlage seiner Existenz hinzustellen sucht, ausdrücklich als „actions directes" verboten sind. Durch Methoden, die man heute als „Methoden der Agression" bezeichnen würde, hat Polen somit im Sommer 1935 den Versailler Vertrag einseitig gebrochen, der Danzig zum einzigen Zugang Polens zum Meer bestimmt und deswegen vom Deutschen Reich getrennt hatte. Es wiederholte damit einen Akt, den es bereits im Jahre 1924 durch den Bau Gdingens vollzogen hatte, und entzog dem jetzigen Zustand an der Weichselmündung die einzigen rechtmäßigen Voraussetzungen. Die Handlungsweise Polens im Jahre 1935 hat die zahlreichen Beweise gegen die Behauptung Polens von der Unentbehrlichkeit Danzigs für seine Wirtschaft um ein neues schlagkräftiges Beispiel bereichert.

Es war keinesfalls Polens Verdienst, wenn deutscherseits damals die Konsequenzen aus dem polnischen Verhalten nicht gezogen wurden. Die bereits vollzogene Aufhebung der deutsch-Danziger Zollgrenzen, die zur Sicherstellung der Danziger Ernährung und seiner wirtschaftlichen Existenz vorgenommen worden war, hätte sehr wohl ein erster Schritt zur allmählichen Überleitung Danzigs in das Reich werden können. Und kein Mensch hätte es Deutschland verübeln können, wenn es damals die alten Forderungen nach einer Gesamtrevision der deutsch-polnischen Grenzziehung wieder aufgenommen hätte. Im Interesse des allgemeinen Friedens und in der Hoffnung, daß Polen schließlich doch noch auf die Linie eines vernünftigen Ausgleichs finden würde, wurden diese Konsequenzen deutscherseits damals nicht gezogen.

Bereits mehrfach wurde die Tatsache der Erbauung Gdingens und die sich daraus ergebenden politischen, rechtlichen und praktischen Folgen für den Danziger Hafen bis zur nationalsozialistischen Machtübernahme erwähnt. Wie gestaltete sich nun dieses Hafenproblem in der Zeit der Verständigung zwischen Polen und Deutschland-Danzig? Es wurde dargelegt, daß Gdingen zu einem „Aderlaß" für den Danziger Hafen werden mußte, „weil Polens seewärtiger Warenverkehr trotz seiner erheblichen Steigerung nicht ausreicht, um auch nur die Leistungsfähigkeit des stark ausgebauten Danziger Hafens restlos in Anspruch nehmen zu können". Ebenso wurde bereits gezeigt, daß im Jahre 1933 der Staatshafen Gdingen den um Polens willen von Deutschland losgerissenen Danziger Hafen bereits überflügelt hatte und die allgemeine wirtschaftliche Existenz Danzigs in bedrohliche Gefahr geriet. Gleich nach dem Regierungsantritt der Nationalsozialisten in Danzig im Juni 1933 wurde nun im Geiste der Politik der direkten Aussprache mit Polen eine Verständigung über die Frage der Konkurrenz Gdingens gegen Danzig gesucht, obwohl Danzig einen international bestätigten Rechtsanspruch auf volle Ausnutzung seines Hafens besaß, also an sich keinerlei moralische Veranlassung hatte, über diesen Anspruch überhaupt noch zu verhandeln. Auch an diese unerläßliche Voraussetzung für eine gerechte Beurteilung der Verhältnisse muß heute mit Nachdruck erinnert werden! Es stellte also ein sehr großzügiges Entgegenkommen dar, wenn Danzig — allerdings bei voller Aufrechterhaltung seines grundsätzlichen Rechtsanspruches — praktisch auf der Basis der Gleichberechtigung Gdingens mit Danzig verhandelte, obwohl es die „volle Ausnutzung" seines Hafens durch Polen beanspruchen konnte! So kam es am 5. August 1933 zu einem Danzig-polnischen Übereinkommen, in dem sich Polen verpflichtete, den Danziger Hafen „unter Berücksichtigung der Quantität und Qualität der Ware" an dem seewärtigen Warenverkehr Polens zu beteiligen wie Gdingen. In einem Protokoll vom 19. 9. 1933 wurde diese Verpflichtung genauer präzisiert.

Die Hoffnungen, die seitens der vielgeprüften Danziger Wirtschaft an diesen Verständigungsversuch geknüpft wurden, waren nicht gering. Um so größer war die Enttäuschung. Bereits nach kurzer Zeit mußte festgestellt werden, daß der Umschlag des Danziger Hafens trotz des Übereinkommens eine weiter anhaltende Benachteiligung in wertmäßiger und struktureller Beziehung gegenüber Gdingen erfuhr. Eine erneute Vereinbarung vom 5. Januar 1937, in der von Danziger Seite wesentliche Zugeständnisse bezüglich der Behandlung polnischer Firmen in Danzig gemacht wurden, hat diese Entwicklung ebenfalls nicht zu verändern vermocht. Während die erwähnten Verpflichtungen von Danziger Seite in loyalster Weise erfüllt wurden, wurden und werden polnischerseits keine wirksamen Maßnahmen ergriffen, um der Benachteiligung Danzigs zugunsten Gdingens ein Ende zu setzen. Der Anteil Danzigs am Wert des seewärtigen Warenverkehrs Polens unterliegt weiter einer fortgesetzten Schrumpfung zugunsten Gdingens, die Veränderung der Struktur des Danziger Umschlages durch die Abwanderung des hochwertigen Stückgüterverkehrs setzt sich in beängstigender Weise fort. Ebenso wurden in den vergangenen sechs Jahren von den zentralen Warschauer Stellen keine Ansätze gemacht, um die Maßnahmen abzustoppen, die eine völlige Ausschaltung des Danziger Kaufmanns und Unternehmers aus dem Außenhandel Polens bezwecken.

Das Hafenproblem ist die Lebensfrage Danzigs, in das alle anderen Probleme auf irgendeine Weise immer wieder einmünden. Ja, darüber hinaus kann man dieses Problem Danzig-Gdingen als die deutsch-polnische Kardinalfrage bezeichnen, als den eigentlichen Kreuzungspunkt der deutsch-polnischen Interessenüberschneidung. Polen ist derjenige Partner im deutsch-polnischen Verhältnis gewesen, der das erste Interesse daran haben mußte, den bestehenden Zuständen den Charakter eines Normalzustandes zu verleihen. Auch während der Ära der Verständigung hat Polen jedoch in der entscheidensten Danziger Frage,

der Hafenfrage, nach wie vor jede Einsicht und jeden guten Willen vermissen lassen. Auch auf diesem Gebiet liegen die Verantwortlichkeiten klar!

Da ist nun neulich ein findiger englischer Sonderberichterstatter nach knapp fünftägigem Aufenthalt in Danzig zu folgender Schlußfolgerung gekommen: Danzig biete ja den Eindruck einer völlig deutschen Stadt, in der die Bevölkerung die uneingeschränkte Möglichkeit zur Befriedigung ihrer völkischen, ideellen und parteilichen Bedürfnisse besitze. Sogar die Arbeitslosigkeit sei beseitigt, die Menschen seien zwar nicht übermäßig wohlhabend, machten aber einen gut gekleideten und wohlgenährten Eindruck. Wenn sich also Danzig schon heute in keiner Weise von irgendeiner anderen Stadt des nationalsozialistischen Deutschen Reiches unterscheide, wozu wolle man dann überhaupt die polnischen Interessen schädigen durch eine Loslösung des „einzigen Zugangs" Polens zur Ostsee aus dem polnischen Wirtschaftsgebiet usw. usw. Diese Schlußfolgerung ist wohl einigermaßen überraschend, um nicht zu sagen grotesk! Da bemüht sich die nationalsozialistische Regierung mit größter Energie, die Not der Danziger Wirtschaft aus eigenen Kräften zu überwinden, die Verluste auf dem Gebiet des Handels wettzumachen durch eine Binnenmarktordnung, durch Arbeitsbeschaffung, durch Ankurbelung der mittleren und kleineren Industrien, durch Förderung des Handwerks, die nach Durchführung einer umfassenden Entschuldung herbeigeführte Lebensfähigkeit der Landwirtschaft durch die mannigfachsten Maßnahmen aufrecht zu erhalten, alles Maßnahmen, die nur durch die Geschlossenheit der nationalsozialistischen Volksgemeinschaft möglich waren, mit dem Endergebnis, daß schließlich ein superkluger Engländer ankommt und erklärt: „Na also, ihr könnt ja alleine —, wozu zurück zum Reich?!" Wenn heute in Danzig niemand ohne Arbeit herumlungert, wie in anderen Kulturländern, wenn niemand hungert und friert, Anstand und Sauberkeit und geordnete soziale Verhältnisse herrschen, so ist das nicht infolge, sondern trotz der Zugehörigkeit Danzigs zum polnischen Wirtschaftsgebiet möglich gewesen, weil deutsche Tüchtigkeit eben die Nachteile selbst eines solchen Zustandes zu überwinden vermag. Es ist einfach unfair und verlogen, wenn man diese Leistung nun zum Nachteil des tüchtigen deutschen Danzigers ausschlachten will, anstatt sie durch eine gerechte Lösung zu belohnen.

So hat es sich ja auch der polnische Außenminister Beck als ein besonderes Verdienst anrechnen wollen, daß Polen die innerpolitische Entwicklung Danzigs im Sinne des Nationalsozialismus nicht verhindert habe. Dazu ist zu bemerken, daß Polen weder ein Recht, noch auch die Möglichkeit besessen hätte, diese Entwicklung zu verhindern. Es besaß dazu kein Recht, weil Danzig ja eben mit Rücksicht auf seinen einwandfrei deutschen Charakter in Versailles nicht zu Polen gekommen war; es besaß dazu keine Möglichkeit, weil es in Danzig nur eine schwache Minderheit von 3 Prozent der Bevölkerung besitzt und höchstens von außen her, also durch Vertragsbruch in die inneren Verhältnisse Danzigs hätte eingreifen können. Außerdem aber ist diese Behauptung des polnischen Außenministers gar nicht einmal wahr. Die beiden polnischen Abgeordneten im Danziger Volkstag haben sich oft genug in entscheidenden Fragen auf die Seite der Völkerbunds-hörigen Opposition gestellt. Ja, selbst der offizielle Vertreter Polens hat im Mai 1935 von dem Völkerbundsrat ausdrücklich in den innerpolitischen Angelegenheiten gegen Danzig Stellung genommen, in der offenbaren Absicht diese Schwierigkeiten Danzigs in erpresserischer Weise für die Gewinnung neuer Zugeständnisse auf anderen Interessengebieten auszunutzen.

Wenn man also die beiden Abschnitte des Danziger Problems, d. h. die Zeit von 1920 bis 1933 und die letzten Jahre von 1933 bis 1939, einmal in dieser Zusammenfassung überblickt, so wird klar, daß Polen von vornherein die Tendenz hatte, den status-quo in Danzig nicht zu achten, sondern die vertragliche Lösung durch eine endgültige Einkassierung der Freien Stadt zu ersetzen. Man muß ferner feststellen, daß die deutsche Politik des Entgegenkommens polnischerseits nur

Der Führer mit dem Gauleiter von Danzig, Albert Forster, bei der Überreichung des Danziger Ehrenbürgerbriefes

mit einer Änderung der Taktik, nicht aber der Grundsätze beantwortet worden ist. Wenn später einmal die Archive geöffnet werden, wird sich erweisen, daß außer den in den normalen Verhandlungen liegenden Chancen auch sonst von deutscher Seite oft genug ausdrücklich die Möglichkeiten aufgezeigt worden sind, zu einem gentleman agreement in der Danziger Frage zu kommen, welches das Stadium der provisorischen Versuche beendigen und zu einer endgültigen Klärung der Situation überleiten sollte. Polen ist darauf nicht eingegangen, sondern hat die praktischen Ausgleichsversuche, die von deutscher und Danziger Seite trotz aller üblen Erfahrung seit 1933 immer wieder unternommen worden sind, stets zur einseitigen Ausweitung seiner Rechte und Vorteile mißbraucht. Da also auf dem organischen, evolutionären Wege keine vernünftige Endlösung zu erzielen war, erfolgte der Vorschlag zu einer klaren und radikalen Lösung der Danziger Frage, wie ihn der Führer in seiner Rede vom 28. April erwähnte. Angesichts der Kette von polnischen Vertrauensbrüchen, die den Weg der deutsch-polnischen Ausgleichspolitik seit 1933 säumten und unter denen das polnisch-englische Übereinkommen nur das letzte Glied darstellt, mußte dieses deutsche Angebot als ein Beweis äußerster Mäßigung angesehen werden. Polen hat auch diesmal abgelehnt. Und wenn der Herr polnische Außenminister heute noch die eigenartige Frage stellt, „worum es sich eigentlich handelt", so antworten wir: „Es handelt sich darum, daß wir nunmehr zum Ausgangspunkt des deutsch-polnischen Problems und zu der grundsätzlichen Auseinandersetzung über diese Frage, die seit 1933 geruht hat, zurückgekehrt sind.

Es scheint notwendig zu sein, daran zu erinnern, daß es sich bei Danzig, dem Korridor und den anderen willkürlich abgetrennten Gebieten um alten deut-

schen Volks- und Kulturboden handelt, für dessen Besitz Polen weder moralische, noch historische, noch etwa zivilisatorische oder kulturelle Besitzestitel aufzuweisen hat. Das sind längst erwiesene, wissenschaftlich hundertfach erhärtete Tatsachen und wir sind nicht gesonnen, die ganze fruchtlose Diskutiererei über diese Fragen wieder aufzurollen. Polen hat zwar sämtliche Zweige seines Geisteslebens mobil gemacht, um ex post die Beweise für die Rechtmäßigkeit seines Besitzes zu erbringen; dennoch hat es selbst, nicht nur durch die Praxis, sondern durch eindeutige Bekundungen maßgeblicher Männer gezeigt, daß es ihm gar nicht um diese moralischen Ansprüche zu tun ist, sondern nur um ein nacktes imperialistisches Ziel. In einer Denkschrift Roman Dmowskis an Wilson hieß es 1918:

„Soll Ostpreußen als deutsches Gebiet erhalten bleiben, so muß es auch Westpreußen — den Korridor — behalten. Für Polen ist der Korridor wertlos, wenn es nicht auch Ostpreußen dazu erhält."

Wenn man diese Forderung auf den tatsächlichen Zustand bezieht, so ist bloß eine Deutung dieser Worte möglich: Polen kann den Korridor nur als Plattform für eine weitere Ausdehnungspolitik mit dem Ziel der Errichtung einer umfassenden polnischen Ostseeherrschaft betrachten. Daher die ständigen und noch im Jahre 1937 von einem polnischen Regierungsjournalisten[3]) vertretenen Prätentionen auf Ostpreußen, daher im März 1938 die Rufe in Warschau „Auf nach Memel!", daher die baltischen Hegemonialbestrebungen der polnischen Außenpolitik. Die Geschichte der polnischen außenpolitischen Ideologien kennt überhaupt keine konstruktiven Ideen sondern ausschließlich imperialistische Vorstellungen, die heute ohne ein genaueres Programm in dem Worte „Großmächtigkeit" zusammengefaßt werden.

Wenn nun heute das Einmischungsgeübte Ausland auftritt und sagt, es ginge gar nicht um Danzig und den Korridor oder um die Rechtmäßigkeit der deutschen Ansprüche, sondern es ginge darum, der „deutschen Aggression" ein Ende zu setzen, so müssen wir dem folgendes entgegenhalten:

1. Die These von der „unaufhörlichen deutschen Aggression" ist eine Unterstellung, die auch durch das Argument von der angeblichen Grundsatzuntreue Deutschlands in der Besetzung der fremdvölkischen Gebiete Böhmen-Mährens nicht begründet werden kann. Das Ausland weiß sehr wohl, daß die Errichtung des Protektorats vor allen Dingen deshalb erfolgte, um das Verhältnis zum tschechischen Volk endgültig der Sphäre einer internationalen Interessenpolitik imperialistischer westeuropäischer Staaten zu entrücken und diesen mitteleuropäischen Abschnitt ein für alle mal zu befrieden. Dagegen soll die Unterstellung von „der deutschen Aggression" das tatsächliche Ziel Englands und Frankreichs verschleiern, in Polen einen Ersatz für die ausgefallene tschechische Bastion zu gewinnen. Da dies zu gelingen scheint, hat Deutschland eben rechtzeitig reagiert.

2. Die Rechtmäßigkeit der deutschen Ansprüche in der Danziger und der Korridorfrage ist von englischer, französischer und anderer ausländischer Seite bis in die jüngste Vergangenheit immer wieder bestätigt worden. Es ist wohl nicht gut möglich, daß von derselben Seite nunmehr die gleichen Revisionsforderungen plötzlich als Ausdruck der aggressiven deutschen Außenpolitik hingestellt werden. Entweder ist diese Versailler Lösung ein Unrecht und ein „Nonsens", wie das in den Entente-Ländern immer wieder gesagt worden ist, oder sie ist es nicht. Da hierüber gar kein Zweifel bestehen kann, wäre es besser, wenn England sich nicht dazu mißbrauchen ließe, eine Wiedergutmachung dieser Sinnlosigkeiten und damit eine endgültige Stabilisierung friedlicher Verhältnisse in diesem Teil Osteuropas zu verhindern. Und darum handelt es sich in Danzig!

[3]) Wańkowicz in seinem berüchtigten und viel zitierten Buch „Auf den Spuren Smenteks".

Erich Maschke

Der Zusammenbruch des Versailler Systems im Osten

Zum 20. Jahrestag der Unterzeichnung des Schanddiktats vom 28. Juni 1919

> Ich habe weiter versucht, jenen Vertrag Blatt um Blatt zu beseitigen, der in seinen 448 Artikeln die gemeinste Vergewaltigung enthält, die jemals Völkern und Menschen zugemutet worden ist. Ich habe die uns 1919 geraubten Provinzen dem Reich wieder zurückgegeben, ich habe Millionen von uns weggerissener, tiefunglücklicher Deutscher wieder in die Heimat geführt, ich habe die tausendjährige historische Einheit des deutschen Lebensraumes wieder hergestellt, und ich habe, Herr Präsident, mich bemüht, dieses alles zu tun, ohne Blut zu vergießen und ohne meinem Volk oder anderen daher das Leid des Krieges zuzufügen.
>
> Adolf Hitler am 28. April 1939.

Als das Deutsche Reich am 28. Juni 1919 das Diktat von Versailles, Österreich am 10. September das von Saint Germain und Ungarn am 4. Juni 1920 das von Trianon unterzeichnet hatte, war das Kriegsziel der Alliierten erreicht: die Zerschlagung Mitteleuropas und seines Herzvolkes, des deutschen. Alte geschichtliche Zusammenhänge waren mit dem verstümmelten Deutschen Reiche, mit dem zerschlagenen Österreich-Ungarn zerrissen, alte Lebensordnungen zerstört und das „neue Europa", das die „Friedensmacher" von Paris zu errichten glaubten, blutete aus tiefen Wunden, in denen Haß, Unrecht und Vernichtung schwärten. Das Diktat von Versailles hatte das Vorbild auch für die anderen Friedensschlüsse abgegeben. Ein einheitliches System lag den drei Diktaten zu Grunde, die den mitteleuropäisch-deutschen Lebensraum zerschlugen und das Leben des deutschen Volkes zu vernichten suchten. Wenn wir von dem System von Versailles sprechen, so darf darunter nicht nur der Zustand verstanden werden, der durch das nach dem französischen Königsschloß genannte Diktat dem Deutschen Reiche aufgezwungen wurde; die Bestimmungen von Saint Germain und wesentliche Teile des Diktats von Trianon gehören in die gleiche Einheit, in das gleiche System des Unrechts, der Lüge, der Vernichtung hinein, das durch den Namen von Versailles als eine der furchtbarsten Ausgeburten des Völkerhasses in die Geschichte eingegangen ist.

Am Haß und Vernichtung zu verewigen, war dieses System ersonnen worden. Als unabänderliches Joch sollte es auf dem deutschen Volke lasten. Doch die Lüge, auf der es errichtet war, wurde immer fadenscheiniger, gegen das Unrecht erhob sich das ewige Lebensrecht eines Achtzigmillionenvolkes und der Wille zur Vernichtung wurde überwunden durch den Willen zum Leben, den Adolf Hitler in seinem Volke erweckt hatte. Zwanzig Jahre nach seiner Errichtung ist das System von Versailles, das am 28. Juni 1919 begründet wurde, bis auf letzte Reste getilgt.

+

Am furchtbarsten war durch die Pariser Vorortverträge der deutsche Osten betroffen worden. Hier lagen die größten Gebietsabtretungen. Hier wurde die größte Zahl deutscher Menschen an fremde Staaten ausgeliefert, hier wurde das von Wilson feierlich verkündete Selbstbestimmungsrecht der Völker in der ungeheuerlichsten Weise mit Füßen getreten und begann im Zeichen des Völkerbundes, des Minderheitenrechtes und der Demokratie eine zwanzigjährige Verfolgung alles

Universitäts Gdańsk Biblioteka

dessen, was deutsch war und deutsch bleiben wollte.

Von einem vierjährigen Ringen erschöpft, von seiner Regierung aber in den Zustand stumpfer Verzweiflung hineingetrieben, wagte sich das deutsche Volk nur örtlich gegen das Schicksal aufzulehnen, das ihm in Paris bereitet wurde. Doch dieser Widerstand zeigt, wessen das deutsche Volk auch damals fähig gewesen wäre, hätte es eine wirkliche Führung gehabt und hätte die deutsche Regierung sich zu dem Endkampfe aufgerafft, den Brockdorff-Rantzau gerade unter Berücksichtigung des deutschen Ostens hatte führen wollen. Indessen diese Führung fehlte, und so blieb es bei landschaftlich begrenzten Kämpfen der Deutschen um ihren Heimatboden. In Posen entstand, auch nach Westpreußen hinübergreifend, die Bewegung der Volksräte, die über alle Parteien hinweg die Deutschen im Widerstande gegen die immer näher rückende polnische Gefahr zu einen begann. Der Selbstschutz hinderte, bis im März 1919 eine Demarkationslinie geschaffen wurde, das weitere Vorrücken der Polen. In Oberschlesien eilten Frontkämpfer und Jugend zu den Waffen, um die polnischen Insurgenten zurückzutreiben, die gewaltsam die im Versailler Diktat vorgesehene Abstimmung verhindern und statt der Durchführung ihrer Ergebnisse vollendete Tatsachen schaffen wollten. In Kärnten endlich verteidigten Bauern und Soldaten die heimatlichen Berge gegen die Jugoslawen und machten so die Abstimmung des Oktober 1920 möglich.

Weder im Deutschen Reich noch in Österreich genügend unterstützt, bezeugen diese Grenzkämpfe doch die Entschlossenheit der Deutschen in den bedrohten Randgebieten, ihre Heimat bis zum äußersten zu verteidigen. Dazu zeigten die Proteste der bedrohten Bevölkerung, ihre Denkschriften und Appelle an die Pariser Friedensmacher, wie die Lage in Wirklichkeit war. Weithin half es nichts. Große Gebiete wurden ohne Volksabstimmung auf Grund von Fälschungen und infolge der sachlichen Unkenntnis der Männer, in deren Hand die Entscheidung lag, abgetreten.

Am gründlichsten wurde der preußisch-deutsche Osten zerschlagen. Die polnischen Vertreter halfen durch gefälschte Karten und Statistiken nach, wo die Bereitschaft der westlichen Demokratien, alles für die Freiheit der „unterdrückten" Völker und gegen die angeblichen preußischen Unterdrücker zu tun, noch nicht ausreichte, um die maßlosen Forderungen zu erfüllen. Die Einzelheiten, die zu den Ergebnissen des Diktats führten, sind bekannt. Sie sollen hier nicht erneut in die Erinnerung zurückgerufen werden. Vergebens hatte Lloyd George gewarnt: „Der Vorschlag, daß wir 2 100 000 Deutsche der Autorität eines Volkes unterstellen sollen, das abweichender Konfession ist und das im Laufe seiner Geschichte niemals gezeigt hat, daß es sich selbst zu regieren versteht, dieser Vorschlag würde uns früher oder später zu einem neuen Kriege im Osten Europas führen." Wilson hatte bereits das ideologische Mäntelchen fallen lassen und handelte im Sinne des Wortes, das er während der Verhandlungen einmal aussprach: „Da es sich um eine Angelegenheit mit den Deutschen handelt, bin ich gegen sie und für Polen". Die ständige Kriegsgefahr wurde in die Fundamente des Versailler Systems bewußt miteingemauert.

Bedingungslos mußte das Deutsche Reich weite Gebietsteile an Polen abtreten, deren deutsche Mehrheit keine Möglichkeit erhielt, durch eine Abstimmung ihren eigenen Willen im Sinne des Selbstbestimmungsrechtes der Völker darzutun. Mehr als neun Zehntel der Provinz Posen mit über zwei Millionen Einwohnern, über 15 000 qkm der Provinz Westpreußen mit fast einer Million und der ostpreußische Kreis Soldau mit etwa 24 000 Einwohnern wurden ohne Befragung der Bevölkerung vom Mutterlande abgerissen. Danzig wurde mit einem Gebiet von 1850 qkm und mit 365 000 Einwohnern zur „Freien Stadt" gemacht. In Teilen von West- und von Ostpreußen sowie in Oberschlesien waren Abstimmungen vorgesehen.

Ostpreußen verlor außer dem Soldauer Gebiet, das an Polen fiel, noch das Memelland. Da die Diktatmächte er-

klärten, daß „die Rechtsverhältnisse der litauischen Territorien noch nicht bestimmt seien", d. h. da noch unsicher war, ob nicht ganz Litauen mit Polen verbunden werden würde, mußte die deutsche Regierung das Memelland mit 2657 qkm und etwa 140 000 Menschen zunächst an die alliierten und assoziierten Mächte abtreten, bis sich die Litauer im Januar 1923 durch einen Gewaltstreich in seinen Besitz setzten.

+

Traf das Versailles Diktat im Osten vor allem die preußischen Ostprovinzen, so fesselte der Vertrag von Saint Germain den freien Willen des Deutschtums in der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie. Unter Berufung auf das Selbstbestimmungsrecht der Völker nahmen auch die Deutschen des zerfallenden Habsburgerreiches ihr Geschick in die eigene Hand. Auf verfassungsmäßig einwandfreiem Wege beschlossen sie die Gründung des Staates Deutsch-Österreich. Noch im Oktober 1919 erklärten sich die sudetendeutschen Landschaften Böhmens und Mährens als selbständige Provinzen und vollzogen den Anschluß an Deutsch-Österreich, das seinerseits in Gesetzen und Vollzugsverordnungen diesen Zusammenschluß anerkannte. Deutsch-Österreich, das also außer den österreichischen Alpenländern, die dann bis 1938 den Staat Österreich bildeten, auch die sudetendeutschen Gebiete umfaßte, beschloß den Anschluß an das Deutsche Reich. Artikel 2 des Gesetzes über die Staatsform lautete: „Deutsch-österreich ist ein Bestandteil des Deutschen Reiches".

Doch der Selbstbestimmungswille des österreichischen und sudetenländischen Deutschtums wurde von den Pariser Machthabern so wenig geachtet wie der der Reichsdeutschen. Artikel 88 des Dokumentes von Saint Germain verbot den Anschluß an das Reich mit den Worten „Die Unabhängigkeit Österreichs ist unabänderlich". Die sudetendeutsche Gebiete aber wurden den Tschechen ausgeliefert. Deutscher Volksboden im Umfange von 27 793 kqm mit über 3½ Millionen Deutschen wurde in die Hand der Tschechen gegeben. Die Schüsse, die aus den Gewehrläufen tschechischer Legionäre in die wehr- und waffenlos zu Protestkundgebungen versammelten Deutschen gejagt wurden, zeigten an, was die Opfer des Versailler Systems zu erwarten hatten. Außer den „historischen Ländern" Böhmen, Mähren und Schlesien, die mit Ausnahme des an Polen gefallenen Teschener Gebietes geschlossen die Grundlage der Tschechoslowakischen Republik bildeten, wurden dem neuen Gewaltstaate noch einige kleinere Gebiete einverleibt: das reichsdeutsche Schlesien verlor das Hultschiner Ländchen mit über 300 qkm und rund 50 000 Einwohnern, von Niederösterreich fielen Teile des Weitraer Gebietes mit 118 qkm und ein Teil des Feldsberger Gebietes mit 93 qkm an die Tschechoslowakei. Durch den Vertrag von Trianon endlich wurden mit der Slowakei und der Karpato-Ukraine auch annähernd 200 000 Deutsche in den tschechoslowakischen Staat hineingezwungen.

Das einzige Gebiet, das durch die Friedensdiktate neu zu Österreich hinzugeschlagen werden sollte, das Burgenland, kam nur mit etwa drei Fünftel seiner Bevölkerung an Österreich, während Ungarn den Rest, das Gebiet von Ödenburg, zurückbehielt.

Während in Kärnten eine Abstimmung erfolgte, wurde die Südsteiermark mit 55 000 Deutschen und 2000 qkm an Jugoslawien gebracht. Rund 400 000 Deutsche, der größere Teil des in Jugoslawien lebenden Deutschtums kam durch die Bestimmungen des Vertrages von Trianon an Jugoslawien.

Zu den Gebiets- und Bevölkerungsverlusten kamen die unermeßlichen Wirtschaftsschädigungen durch die Grenzzerreißungen, die Liquidationen deutschen Eigentums in den neuen Staaten, die gewaltige Abwanderung und Verdrängung von Deutschen, kamen die Reparationen und alle die allgemeinen Folgen, die aus dem Diktat von Versailles entsprangen.

Millionen Deutscher waren durch das Versailler System an fremde Staaten ausgeliefert oder doch um ihr einfachstes völkisches Lebensrecht, über sich selbst zu entscheiden, gebracht worden. Daneben sahen die Verträge für eine Anzahl Gebiete Volksabstimmungen vor.

Sie waren nicht aus Achtung vor dem deutschen Selbstbestimmungsrecht beschlossen worden, sondern weil sich die verschiedenen Kriegspartner der Entente über das Schicksal dieser Gebiete nicht einig werden konnten. Für das deutsche Volk aber boten diese Abstimmungen die erste Gelegenheit, noch im Rahmen der Diktate den Kampf für sein Recht aufzunehmen. Über ihren eigenen Heimatbereich konnten die Deutschen der Abstimmungsgebiete zeigen, wie sich das Schicksal auch der bedingungslos abgetretenen Gebiete gestaltet hätte, wenn man ihren Bewohnern gleichfalls das Recht des freien Entscheids zugestanden hätte.

Die Gedanken des ganzen deutschen Volkes eilten mit den Ost- und Westpreußen in ihre Heimat, um die sie in der Abstimmung des 11. Juli 1920 kämpfen sollten, und ganz Deutschland jubelte, als es deren Ergebnis erfuhr. In Westpreußen, wo in den Kreisen Stuhm und Rosenberg, im Kreis Marienburg rechts der Nogat und Kreis Marienwerder rechts der Weichsel abgestimmt worden war, hatten sich 92,4 vom Hundert der Stimmberechtigten, in Masuren (Regierungsbezirk Allenstein und Kreis Oletzko) gar 97,8 vom Hundert für Deutschland entschieden, für ein hungerndes, vom Kriege erschöpftes, von seinen Feinden bedrohtes Deutschland!

Unter schwererer Gefährdung und Bedrängnis erfolgte die Abstimmung in Oberschlesien. Zweimal bereits, in den Jahren 1919 und 1920 hatte Korfanty Aufstände entfesselt, um einer Abstimmung zuvorzukommen. Als diese dann am 20. März 1921 erfolgte, entschieden sich 707 393 Oberschlesier für Deutschland und nur 479 365 für Polen, so daß auch hier eine klare Mehrheit von 60 % sich für die Zugehörigkeit zum Deutschen Reiche ausgesprochen hatte. Die Polen waren indes nicht bereit, sich dem klaren Volksentscheid zu beugen. Im Mai 1921 flammte der dritte und furchtbarste Aufstand auf, den Korfanty mit französischer Hilfe entfesselte. In blutigen Kämpfen, deren Höhepunkt die Erstürmung des Annaberges darstellte, verteidigte der Heimatschutz den Heimatboden Oberschlesiens, auf den das deutsche Volk soeben seinen Rechtsanspruch eindeutig nachgewiesen hatte. Doch nicht der tapfere Einsatz deutscher Männer, sondern die diplomatischen Unterhändler der Weimarer Republik und der Entente entschieden über das Schicksal des unglücklichen Landes: Ohne das im Versailler Diktat eine Teilung Oberschlesiens vorgesehen gewesen war, wurde jetzt eine solche durchgeführt. Etwa 3200 qkm mit rund 900 000 Menschen und unermeßlichen Bodenschätzen und Wirtschaftswerten fielen an Polen, das so insgesamt 3 854 700 Menschen auf 46 142 qkm dem Reich entrissen hatte. Auch der bei Deutschland gebliebene Rest Oberschlesiens litt unsäglich unter der Zerreißung eines einheitlichen Wirtschaftsraumes.

Während die Abstimmung im Burgenlande nicht als eine solche bezeichnet werden kann, brachte die Abstimmung in Kärnten ein klares Bekenntnis zum deutschen Österreich. Das Abstimmungsgebiet war in zwei Zonen geteilt. Falls die Entscheidung in der südlichen Zone I für den Anschluß an Jugoslawien ausfiel, sollte die zweite Zone drei Wochen darnach gleichfalls abstimmen. Sprach die Stimmenzahl in der ersten Zone für Österreich, so fielen beide Zonen an dieses. Unter schärfstem jugoslawischen Druck, trotz eines riesenhaften Propaganda- und Wahlschwindels und zur größten Enttäuschung der Belgrader Regierung entschieden sich etwas über 59 v. H. für Österreich und fast 41 v. H. für Jugoslawien. Eine ehrlich durchgeführte Abstimmung hätte zweifellos ein noch viel günstigeres Ergebnis gehabt.

Zu diesen offiziellen, in den Pariser Diktaten vorgesehenen Abstimmungen kamen nun noch mehrere andere, die privaten Charakter haben, die aber nicht minder deutlich erkennen lassen, wohin der eigentliche Wille der abgetrennten Bevölkerungsteile strebte. So wurden im Jahre 1921 die Eltern aller Schüler im Memelgebiet befragt, ob sie den Schulunterricht in deutscher oder litauischer Sprache wünschten. 98 v. H. der Eltern gaben damals die Erklärung ab, daß sie für ihre Kinder den Unterricht in deutscher Sprache forderten. In den Teilen Westpreußens, die vor der endgültigen Abtretung dieser Gebiete noch für die Weimarer Nationalversammlung

wählten, hatten die Polen die Parole der Wahlenthaltung ausgegeben. Wer wählte, sprach damit zugleich seinen Willen aus, auch weiterhin an der Gestaltung des deutschen Staatslebens teilzuhaben. Unter 635 000 Wahlberechtigten enthielten sich 302 000 der Stimme, und da unter diesen natürlich auch ein Teil Deutscher war, der den Wahlen zur Nationalversammlung gleichgültig gegenüberstand, so geht aus diesen Zahlen eine eindeutige Mehrheit für Deutschland hervor. Im Hultschiner Ländchen fand nach dem Bekanntwerden der Friedensbedingungen eine Probeabstimmung statt, die 93 v. H. für das Verbleiben beim Reiche ergab. Auch auf den Anschlußwillen Österreichs wurde die Probe gemacht. Am 24. März 1921 stimmten in Tirol bei etwa 90 v. H. Wahlbeteiligung 145 302 von 147 439 abgegebenen Stimmen für den Anschluß an das Reich. Das Land Salzburg wurde danach zwar an einer offiziellen Abstimmung verhindert. Doch ergab eine private Zählung, die von 126 482 Abstimmungsberechtigten 98 546 Stimmen erfaßte, ganze 877 Anschlußgegner — alles übrige hatte sich in jenen schweren ersten Nachkriegsjahren für die großdeutsche Schicksalsgemeinschaft entschieden. Trotz starker Bevölkerungsverschiebungen konnte die Wahlbewegung in den abgetretenen Gebieten gleichfalls erkennen lassen, wie es in Wirklichkeit um die Herzen stand. So ergaben die Gemeindewahlen im engeren Industriegebiet Polnisch-Oberschlesiens (ohne agrarische Kreise), das bei der Abstimmung von 1921: 51 deutsche auf 49 polnische Stimmen abgegeben hatte, im Jahre 1926 nur 38 v. H. für Polen, aber 56 v. H. für die deutschen Parteien, während der Rest zersplittert war.

Alle diese Zahlen, so nüchtern sie scheinen, lassen doch den unbedingten Willen des deutschen Volkes im Osten zur Einheit erkennen. Trotz des schweren Kriegsendes nahm das deutsche Volk diesen Willen in die Not und Bitternis der Nachkriegsjahre hinein. An ihm lag es nicht, wenn seine Sehnsucht zwei Jahrzehnte hindurch unerfüllt blieb. Doch es fehlte ihm die Führung, die seinem Willen Richtung und Gestalt gab. Alle Versuche der Regierungen des Deutschen Reiches und Österreichs, am System von Versailles zu rütteln, waren mit untauglichen Mitteln und allzu schwachen Kräften unternommen und blieben vergeblich. Nicht einmal die bescheidenen Möglichkeiten, die die Diktatbestimmungen über die Entmilitarisierung der Grenzen ließen, konnten ausreichend wahrgenommen werden. Es war für die Regierung der Weimarer Republik schon bemerkenswert, wenn es gelang, ein Ostlocarno zu verhindern, so daß die Grenzziehungen im Osten nach der erzwungenen Unterschrift unter das Versailler Diktat niemals mehr für endgültig und unwiderruflich erklärt worden sind.

Ein Vorstoß gegen das Anschlußverbot Österreichs bildete die Anbahnung einer Zollunion zwischen dem Deutschen Reich und Österreich im März 1931, doch selbst dieser bescheidene Plan mußte unter internationalem Druck wieder aufgegeben werden. Mit welcher Schwäche berechtigte deutsche Ansprüche vertreten wurden, bei deren Verteidigung zugleich das System von Versailles bekämpft werden mußte, zeigt etwa das deutsch-polnische Liquidationsabkommen von 1929, das den Verzicht auf Schäden im Betrage von 600 Millionen Mark aussprach, die Polen durch die Liquidation deutschen Privateigentums auf Grund des Versailler Diktats verursacht hatte. Ebenso erwies sich die Hoffnung, daß das Deutsche Reich nach seinem Eintritt in den Völkerbund für seine abgetrennten Volksgruppen im Rahmen der „Minderheiten-Schutzverträge“ eintreten könnte, als eitel. Wer einmal auf den Boden des Versailler Systems trat, konnte es von hier aus nicht mehr bekämpfen.

+

So wurde die Überwindung von Versailles im Osten erst möglich, seit Adolf Hitler die Macht im Deutschen Reiche übernommen hatte. Von nun an wurde die nie untergegangene Hoffnung des ostdeutschen Volkes umgeformt in den unerbittlichen Willen, das System von Versailles zu überwinden und den Weg zu einer neuen und gerechteren Lebensordnung zu bahnen.

Blatt um Blatt der Diktate von Versailles und Saint Germain wurden vom Führer zerrissen. Die Beseitigung der schmachvollen allgemeinen Bestimmungen, die auf dem ganzen Volke gelastet hatten, aber für den zerschlagenen deutschen Osten eine besonders drohende Gefahr gebildet hatten, entlastete gerade den Osten. Der Austritt Deutschlands aus dem Völkerbunde im Oktober 1933 machte den zwecklosen Umweg über Genf in allen Volksgruppenfragen überflüssig und verwies auf den Weg direkter Verhandlungen. Diese wurden, wenn auch nur mit vorübergehendem Erfolge, mit Polen eingeleitet. Ebenso trat in den Beziehungen Danzigs zu Polen die direkte Verhandlung an die Stelle der Auseinandersetzungen vor dem Forum des Völkerbundes, so daß das Verlassen dieser Institution durch Deutschland auch im Osten seine positiven Auswirkungen hatte, indem es das Beschreiten neuer und unmittelbarer Wege der politischen Verständigung erlaubte.

Von unvergleichlich größerer Bedeutung war die Wiederherstellung der deutschen Wehrhoheit im März 1935. Die zerrissene, ausgebuchtete, gefährlich lange deutsche Ostgrenze, deren Befestigungen nach den Bestimmungen des Versailler Diktats überwiegend hatten zerstört werden müssen und im übrigen in dem Zustand von 1920 hatten erhalten bleiben sollen, konnte nun endlich wieder gesichert werden. Die Gefährdung des räumlich getrennten Ostpreußens wurde vermindert. Was die neue deutsche Flotte auch für den Osten bedeutete, das zeigte gleichnishaft die Fahrt des Führers auf einem deutschen Kriegsschiff nach Memel, als er im März 1939 die Memeldeutschen ins Reich heimholte.

Die Wiederherstellung der Freiheit der deutschen Ströme, die der Führer im November 1936 verkündete, stellte auch über die Ströme des deutschen Ostens, die Oder, die in Frage kommenden Abschnitte der Elbe und die Donau im damaligen Rahmen der Reichsgrenzen die volle Hoheit wieder her.

+

Fünf Jahre nach der Machtübernahme war das deutsche Volk unter der Führung Adolf Hitlers so weit erstarkt, daß dem System von Versailles auch außerhalb der Grenzen von 1919 der Kampf angesagt werden konnte. Die Zeit war reif, den Fluch dieses Systems endgültig zu brechen. Der Führer trat in den Abschnitt seiner geschichtlichen Sendung ein, den er selbst in der Reichstagsrede des 28. April 1939 mit den Worten bezeichnete: „Durch die Versailler Verbrecher wurde nicht nur das Deutsche Reich zerschlagen, Österreich aufgelöst, sondern auch den Deutschen verboten, sich zu jener Gemeinschaft zu bekennen, der sie über tausend Jahre lang angehört hatten. Diesen Zustand zu beseitigen, habe ich stets als meine höchste und heiligste Lebensaufgabe angesehen. Diesen Willen zu proklamieren habe ich nie unterlassen. Und ich war zu jeder Stunde entschlossen, diese mich Tag und Nacht verfolgenden Gedanken zu verwirklichen."

Nachdem alle Versuche, auf anderem Wege zu einem Ausgleich zu kommen, gescheitert wareen, fegte das Deutschtum der Ostmark die ihm wesensfremde Regierung eines Schuschnigg hinweg und vollzog den Anschluß an das Reich. Der Artikel 88 des Diktats von Saint Germain, der den Anschluß Österreichs verboten hatte, war aus der Geschichte gestrichen. Adolf Hitler führte seine Landsleute selbst dem Großdeutschen Reiche zu. Eine Abstimmung bestätigte die ausnahmslose Einheitlichkeit der Ostmark in ihrem Willen zum Reich, dem endlich Erfüllung geworden war.

Durch den Anschluß Österreichs wurde auch die sudetendeutsche Frage reif zur Lösung. Im Oktober 1918 hatten sich die Sudetendeutschen an Deutschösterreich und mit diesem dem Reich angeschlossen und waren mit Gewalt an der Betätigung ihres Selbstbestimmungswillens gehindert worden. Fast genau zwanzig Jahre danach, am 1. Oktober 1938, befreiten die deutschen Truppen das Sudetendeutschtum von einem Druck und einem Terror, der zwei Jahrzehnte hindurch unerträglich gewesen war, sich in den letzten Monaten aber ins Unmenschliche gesteigert hatte. In einer Kundgebung des Sudetenlandes an die Deutschösterreichische Nationalversammlung vom März 1919 hatte es gelautet:

„Mit allen Fasern unseres Herzens sehnen wir den Tag unserer Erlösung aus dem unerträglichen Joche der tschechoslowakischen Fremdherrschaft herbei." Zwanzig Jahre danach war dieser Tag gekommen.

Doch das System von Versailles war damit im deutschen Lebensraume des Südostens noch nicht völlig überwunden. Die Väter dieses Systems hatten nicht nur das deutsche Volk unmittelbar treffen wollen. Sie wollten auch eine tausendjährige Raum- und Lebenseinheit vernichten, die für die Deutschen wie für die Völker, die mit in dieser Einheit lebten, zur notwendigen Grundlage ihres Daseins geworden war. War im März 1935 die deutsche Wehrfreiheit verkündet, im März 1938 der Anschluß der Ostmark vollzogen worden, so brachte der März 1939 die Lösung der böhmischen Frage. Das Protektorat Böhmen und Mähren wurde geschaffen, die vom tschechischen Joche befreite Slowakei unterstellte sich dem Schutze des Deutschen Reiches. Auch die 300 000 Deutschen des böhmisch-mährischen Raumes, die außerhalb des geschlossenen deutschen Siedlungsbodens lebten, waren jetzt zu Reichsbürgern geworden. Dieser Raum selbst aber war wieder in seinen von Natur und Geschichte geforderten Zusammenhang zurückgekehrt.

Unmittelbar danach erfolgte auch die Rückkehr des Memellandes. Anders als die Tschechei Beneschs, verstand Litauen den Sinn der geschichtlichen Entwicklung, die der Führer eingeleitet hatte, und verzichtete auf ein Gut, das es sich im Jahre 1923 mit Gewalt genommen und angesichts des geschlossenen Widerstandes der Memelländer in Wirklichkeit doch nie besessen hatte.

So waren die Artikel des Versailler Diktats gestrichen, die den Verzicht auf das Memelland gefordert hatten, und war der Vertrag von Saint Germain erloschen, der das Deutschtum Österreichs seines freien völkischen Willens beraubt und die Sudetendeutschen der Willkür eines fremden Volkes überantwortet hatte. Darüber hinaus aber war das System von Versailles überhaupt vernichtet. Es hatte die Feindschaft und den Haß zwischen den Völkern verewigen sollen, es hatte dafür gesorgt, daß die Wunden zwischen den Völkern des östlichen Mitteleuropas nie vernarbten und stets Unruhe, Gefahr und Bedrohung herrschten. Das war ja nicht zuletzt der Sinn der Gebietsabtretungen gewesen. Durch sie sollte Feindschaft gesetzt sein zwischen Deutschland und Litauen, Deutschland und Polen, Polen und die Tschecho-Slowakei, die Tschecho-Slowakei und Ungarn, Ungarn und Österreich. Dieser Haß aber wurde jetzt mit den Ereignissen vom März 1938 bis zum März 1939 ausgeräumt. Die einzige Ursache der Feindschaft zwischen dem großen deutschen und dem kleinen litauischen Volke ist durch die Rückkehr des Memellandes beseitigt. Polens Ansprüche an den tschechischen Nachbarn wurden durch die Besetzung des Olsagebietes befriedigt. Ungarn konnte die ersehnte gemeinsame Grenze mit Polen herstellen und gewann Gebiete zurück, die ein Jahrtausend hindurch unter der Stefanskrone gestanden hatten. Der Anschluß der Ostmark beseitigte letzte bittere Erinnerungen an alte Spannungen zwischen Österreich und Ungarn aus der Habsburgerzeit.

Die Zerstörung des Systems von Versailles, die in einem Jahre gelang, diente nicht nur der Einung des großdeutschen Volkes in seinem Reiche. Gewiß, sie war das erste und das unmittelbare Ziel, dessen Erfüllung der Führer der Deutschen sich gestellt hatte. Darüber hinaus aber vernichtete er das System des Unrechts und der Lebensfeindlichkeit, das die Schöpfer der Pariser Verträge errichtet hatten, und machte den Weg frei zu einer Ordnung, die dem Leben in seinen natürlichen und geschichtlichen Bedingungen Sinn und Recht zurückgibt.

+

Nur im Bereich eines Staates und Volkes steht das System noch, das zu Versailles auf Unrecht und Lüge gegründet wurde: Polen hat sich zu seinem letzten Hüter im Osten gemacht. Nur ein Bruchteil jenes Unrechtes, das der neue polnische Staat vor zwanzig Jahren getan hatte, sollte nach den Vorschlägen des Führers durch die Rückkehr Danzigs in den Reichsverband gutgemacht, nur oberflächlich die schwerste, damals geschlagene Wunde durch die

Schaffung einer Straßen- und Bahnverbindung durch den Korridor nach Ostpreußen verdeckt und gemildert werden. Polen wollte es nicht. Es hat vor der Geschichte die Rolle auf sich genommen, die letzten Reste des zerfallenen Systems von Versailles zu bewachen und zu konservieren. So stellt es sich zu einer Vergangenheit, deren dunkle und blutige Schatten sonst überall vom deutschen Volke wie von den anderen Völkern des östlichen Mitteleuropa gewichen sind. Kann es wirklich als ein Volk, das an sich selbst erfahren hat, was lebendige Zukunft ist, vor der Geschichte die Aufgabe übernehmen, als Hüter des Versailler Systems im Osten ein Diener an der Vergangenheit schlechthin zu sein?

Danziger Kirchen

Wie Burgen stehn sie hoch am Meer,
Als ob sie einen Feind belauern,
Schießscharten drohn in schwarzen Mauern,
Und Zinnen ziehn sich drüber her.

Denn Kampf war oberstes Gebot.
Die Glocken in den breiten Türmen
Erzählen von Gewitterstürmen,
Von Knechtschaft, Pest und Hungersnot.

Sie überstanden Krieg und Brand.
Sie sind nicht helle Kathedralen.
Sie sind Gesichten gleich und Malen
Und sagen aus von deutschem Land.

Sie sind die Zeugen einer Zeit,
Die karg an Worten und an Gesten,
Statt Tempel baute Gottesfesten,
Mit Richtung auf die Ewigkeit.

Willibald Omankowski

Seele der Heimat

Von Elfriede Fuchs

In grauer Vorzeit kamen unsre Ahnen in dieses Land. Sie drangen in die Wälder ein, befuhren seine Meere und die Flüsse, kämpften mit seinem Sturm und seinem Winter und lernten seinen hellen Sommer nützen. Sie wuchsen an der Formung dieses Landes zu starken, kämpfenden und klugen Menschen. Die Erde aber wuchs durch sie zu satten grünen Weiden, und wo sie reich genug war, Frucht zu tragen, da reifte, schwer von Korn ein Ährenfeld.

Die Menschen lauschten auf die Stimmen ihrer Erde. Sie sahen Blühen, Frucht und Tod. Das Wunder eines Samenkornes offenbarte sich, das in der Erde liegend, in warmer Dunkelheit die zarten Keime regt und steigen muß ans Licht der Sonne. Das Rieseln hörten sie der Brunnen und der Quellen, der Sturm sang ihnen wilde Lieder, die Harfe des Windes heitre Melodien. Die Wolken wurden ihnen so vertraut wie Sterne, und sie vernahmen, was die Wälder rauschten. In diesen lauten und den leisen Stimmen erkannten sie die Offenbarung eines Göttlichen und nannten sie mit heiligen Namen. Sie gaben ihre Höfe in den Schutz der Eschen und der Linden. — Wodan zog in den Wolken, wie ihr tapfres Herz ihn dachte, als Wilder Jäger hin. Die Ungeborenen wiegte Frigga in den dunkeln Brunnen. Ihr Wassermurmeln sang das Wiegenlied. Sprühend im Blitz führte Donar seinen Widderwagen und seine Räder donnerten durchs Land. Baldur stieg frühlingsschön am Himmel auf. Und da die Sonne vor dem Winter sinkt, erzählten sich die Ahnen: Baldur ist gestorben. Er fährt ins Totenreich und kehrt im neuen Jahre wieder. Zu seinem Angedenken brannten sie die Sonnwendfeuer. Sommer und Herbst, Frühjahr und Winter wurden heilige Symbole.

Das Land der Götter und das Haus der Väter, der Herd, die Erde, die das Blut der Kämpfer trank — war Heimat nun, war Vaterland geworden. Oh, Heimat, trächtig von Erinnerung, erzählend von den Ahnen, und von Kinderzeit. Heiligstes Gut. Hier trug die Mutter dich im Arm. Dein erstes Lächeln blühte hier, dein erstes Weinen wurde hier getröstet. Hier fand das Leben deiner Eltern die Vollendung, trächtig von Glück und Leid. Wenn du dich selbst verlorst, gab dir die Heimat neuen Glauben, wenn du in Not und Unglück fielst, gab sie dir Kraft und Willen. Heimat ist Herkunft und ist deine Gegenwart. —

Von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt umschließt das Land der Deutschen Meer und Alpen, spärliche Hänge, fette Ackerkrume, Heide, spiegelnde Seen, Strom und Quellen, Gärten voll Obst und armen Dünensand. In dieser Vielfalt wuchs der Deutsche auf und mit ihm wuchs die deutsche Sprache, den heimatlichen Stimmen abgelauscht, polternd und plätschernd, tönend oder heiter, knorrig und herb. In dieser Sprache gestaltete der deutsche Mensch, was seine Heimat in ihm weckte, wozu sie ihn bewegte, was sie offenbarte. Wo große Werke wurden, wo er sang und dichtete und baute, da klang die Melodie der Heimat. Aus ihrem Wesen wuchsen große Maler. In hundert Farben leuchtete das Kleid der Heimat und auf den Bildern dunkelte der Wald, in dem die deutsche Seele ihre Märchen wahrte.

Dome wurden gebaut und Kirchen; zart, schwingend und fein wie Filigran im Süden. Im Osten wurden sie zu Festungen und Burgen, gehorsam dem Gesetz der Landschaft; und doch mit kleinen Zügen voller Zartheit, wo es der Zwang zu

Elfengrund bei Oliva

Schutz und Wehr erlaubte. — Die Ahnen rodeten im Schutz der Mauern und der Türme. Sie machten urbar und sie säten Korn. Das spröde Ostland wuchs ihnen entgegen und ihre Hände wurden tausendfach gesegnet. Die Burgen schmiegten sich ins Grün der Felder. Die roten Backsteinkirchen aber gaben, von untergehender Sonne seltsam überleuchtet, dem flachen Land des Alpenglühens Lächeln.

Einsame, weite Seen, unberührter Wald und rote Heide — das ist Ostland. Himmel voll Weite, daß die Brust sich dehnt und sich die Arme breiten müssen, das ist Ostland. Grüne, strotzende Wiesen, schwarz und weißes Vieh, herrliche Pferde, Elch und Kranich! Lindenbestandne Wege, Strom und Haff und Meer. Luft voller Herbe und voll Süße — das ist Ostland!

Kühner, schöpfender Geist erbaute Städte am Meer und sandte Schiffe aus. Er formte ein Geschlecht, dem Reichtum in die Truhen floß und das sich fürstlich trug.

Wo sich die Weichsel in die Ostsee gießt, die zum Empfang in weiter Bucht sich rundet, wo aus fruchtbarem Land ansteigend Höhenzüge sich erheben, wälderumrauscht, als hätte hier der Herrgott ein Stück Thüringen verloren, wo diese Höhen spielerisch ins Meer hinuntergleiten, da bauten einst die Ostlandfahrer das einzige, das schöne Danzig.

Aufs Meer, auf Strom und Land blickt die Marienkirche, das Herz der Stadt. Und wenn man sie gesehen hat zu hundert Malen, man grüßt sie wieder mit Bewunderung und Liebe. Ein warmer Strom von Heimatglück läßt unsre Herzen froher schlagen, wenn wir weit draußen noch im Land, den Turm am Horizont auftauchen sehen. Klein wie ein Spielzeug und doch aus der Ferne in seiner Form voll Wucht und zu uns sprechend: Hier stehe ich, ich kann nicht anders.

Wie die Marienkirche Herz der Stadt, so ist die Stadt das Herz des Landes, das sie umgibt. Ströme des Lebens pulsen von der Niederung, von Werder, Meer und Höhe zu ihr hin und werden in ewig gleichem Lauf zurückgesendet. Laßt uns hinausgehn vor die Stadt, laßt uns auf breiten Dämmen weiter wandern ins Land, das flach wie eine Tafel vor uns liegt. Ein großer Garten dehnt sich vor uns aus, mit weitverstreuten Bauernhöfen, Dörfern, Städtchen, die Inseln sind im Meer der Ährenfelder, gewiegt von gleichem Rhythmus, den die See herübersingt. Auch hier mußt du den Herzschlag Danzigs hören!

Wir steigen auf den Weichseldamm und blicken hinunter auf das breite, breite Bett des Stromes. Umstritten und umkämpft in allen Zeiten, zieht er als Zeichen ewigen Wechsels und ewiger Ruhe seinen großen Weg. Er trägt hier schon den Duft des Meeres. Strom unserer Heimat, Herzschlag Danzigs! Auf hohem Ufer steht ein Kreuz und blickt hinüber ins verlorene Land, das einst Westpreußen hieß. Mit ernsten Herzen, sehn wir auf deinen Ufern, deutsche Weichsel, Mauer an Mauer, Turm an Turm, die Zeugen unserer Schöpferkraft und unseres Rechts. O Weichselstrom, mit jedem Schlage deiner Wellen mahnst und erinnerst du: Vergeßt uns nicht!

Wir stehn am Meer. Die weißen Wellenrosse jagen zum Strand und schütteln flatternd ihre Mähnen. Die Fischernetze wehn im Wind wie zarte Schleierkleider einer Meerjungfrau aus alten Sagen. Die Möwe schreit. Über den Dünen liegt der lichte, grüne Strandgrasschimmer. Doch gibt es graue Tage oder schwarze Nächte, da brüllt das Meer und droht und donnert. Den Fischerfrauen wird das Herz zu Stein, wenn sie die Männer draußen wissen mit dem Boot.

Danzig, du ruhst dich lieblich aus im Kranze deiner grünen Wälder und sanften Höh'n. Hier geht dein Atem leise im Duft des gelben Ginsters. Du liegst im Heidekraut und hörst das Rauschen grüner Buchen über dir. Du schlägst die Zweige hoher Tannen auseinander und zeigst mit Lächeln voll Geheimnis: Sieh, dort unten liegt die weite See! Du führst in stille Wiesentäler voller Margariten. Du Meergewohnte, lauschst dem Kichern deiner kleinen Bäche und lächelst mit.

Durch viele hundert Jahre trugst du in Glück und Not die Schönheit deiner Landschaft! Und dieses alles, Schönheit, Glück und Not erfüllte deine Söhne mit der Kraft, die Stadt zu füllen mit den stolzen Giebeln ihrer Häuser. Sie riefen die besten Künstler her und ließen ihre Stadt

mit Bildern und mit Schnitzwerk schmücken. Sie hingen ihre Seelen nicht an toten Reichtum, sie öffneten das Herz und Haus der Kunst und Wissenschaft und waren so in Wahrheit königliche Bürger der königlichen Stadt. . . .

Der Heimat fern, vielleicht im Sand der Wüste oder im Gletscherbrande fremder Berge kann etwas unser Herz berühren! Ein Duft von Lindenblüten und Holunder . . . Ein Kinderlied . . . Der Sturmhauch einer Winternacht am Meer, es riecht nach Salz und Frost . . . Die Störche ziehn . . . Im Werder brennen die Kartoffelfeuer . . . Aus schmalen Fugen eines Speichers dringt der Atem von Gewürzen . . . Ruch von Fisch und Hafenwasser! . . . In stillen Gassen träumen Steinbalkone . . . Das bist du, Danzig, auferstanden in Erinnerung!

An der Danziger Bucht

Dem Erbauer der Stadt

Ehe Gesellen und Handlanger kamen,
prüfte er sinnend die bäurische Hand.
Und in das Denken an Acker und Samen
wehte ein Raunen die uralten Namen
einsamer Höfe im offenen Land.

Aufblickend rief er und wie zu den Waffen,
baute den Turm und den wuchtigen Dom.
Dunkelten Nächte und kam das Erschlaffen,
wuchs noch im Traume das fiebernde Schaffen —
wild durch die Fluren fuhr schäumend der Strom!

Und gleich den Halmen aus keimstarken Saaten
wurden die Häuser sich Bruder und Gast.
Ankerte Schiffsvolk nach blutigen Taten,
sahen die Männer erstaunt auf die Spaten,
holten den Wimpel vom knarrenden Mast —

heißa und ho! Die beim Kriegstanz nicht starben,
schlugen die Fäuste vergnügt auf das Knie.
Brennendrot färbten sich Köpfe und Narben,
hier winkten Frohsinn und lachende Farben:
Hauptmann, wir leben — jetzt oder nie!

Heißa und ho! In den rauchigen Schänken
lockten die Dirnen und wurden begehrt.
Mumme und Branntwein benahmen das Denken,
heißa und ho! Unter schmutzigen Bänken
rosteten Enterbeil, Streitaxt und Schwert . . .

Starr sah der Meister das Toben und Schänden.
All seine Freude ertrank im Verdruß —
doch er verzagte nicht. Herr, zum Vollenden,
Herre und Gott, gib den schaffenden Händen
Kraft! — Da befahl er den erzenen Guß!

Horch, eh' im Spätjahr die Wolken ergrauten,
forderte dröhnendes Läuten die Mahd.
Alle kamen verwundert und schauten:

hoch über Giebeln und allem Erbauten
rief sie die Glocke vor Meister und Rat.

Tief in den Platz hinein wogte die Menge:
was wollen Meister und Rat nun wohl zeigen?
Jäh drang ein Blick in das dichte Gedränge
bis zu den Letzten. Und eherne Strenge
forderte Haltung und Ehrfurcht und Schweigen.

Ernst durch das Haupttor mit langsamen Schritten
nahten sich Bauern. Ihr blankes Gehenk
klirrte, als hätte es gestern gestritten,
und ihr Gesicht hatten Stürme zerschnitten —
doch wem es nickte, dem war es Geschenk.

Kriegsknecht, dein Lied nun! Und einer der Jungen
peitschte die klingenden Stimmen empor —
Strophen entstanden gleich lodernden Zungen,
und dieser Schwurhauch der atmenden Lungen
fügte des Landes Gesang in den Chor.

Totenstill wars nach diesem Lied. Ein Bauer
reckte nur herrisch die knochige Hand,
faßte sein Kurzschwert und stieg auf die Mauer,
wies auf die Äcker, die Scheunen und Schauer,
wies übers ganze geheiligte Land.

Immer noch dröhnte die Glocke. Zum Kriege?
Nein, nur zum Horchen und tiefen Besinnen.
Aus war das Thing. Doch an Weib und an Wiege
dachten die Männer, an Waffen und Siege
für die Gehöfte und ragenden Zinnen. —

Einmal noch sah man den Meister, den blassen.
„Bauherr heißt Bauer, bedenkt es, ihr Leute!"
Dann war er fort, hat die Stadt wohl verlassen.
Aber die Glocke vor Äckern und Gassen
kündet sein mahnendes Wort uns noch heute.

Erich Post

Adalbert Boeck

Erziehung und Bildung in Danzig

Die Neugestaltung des Danziger Schulwesens nach nationalsozialistischen Grundsätzen

Den entscheidenden Wert der Erziehung für ein Volk hat niemand tiefer erkannt als der Führer. Seine weltgeschichtlichen Taten sind die Folgen einer unermüdlichen Erziehungsarbeit am deutschen Volk. Er war daher berufen, der gesamten Erziehungs- und Bildungsarbeit neue Wege zu weisen und ihr große, endgültige Ziele zu stecken. Diese Wege sind auch in Danzig, das mit Großdeutschland wie in allen Bezirken auch in diesem eine Einheit bildet, seit dem Jahr 1933 folgerichtig beschritten worden. Die Aufgabe, die damals vor sechs Jahren an uns herantrat, erschien überschwer. Wie überall mußte auch in Erziehung, Bildung, Schule und Unterricht eine gründliche Wende erfolgen, denn was als Erbe der Vergangenheit auf uns gekommen war, bot kaum einen Ansatzpunkt für die Gestaltung des Neuen. Vieles mußte, weil unbrauchbar oder unschöpferisch im Sinne unserer heutigen Auffassung, bis auf den Grund ausgemerzt werden. Ein Blick in das Erziehungs- und Bildungswesen der Vergangenheit Danzigs soll die Notwendigkeit dieser Maßnahmen erweisen.

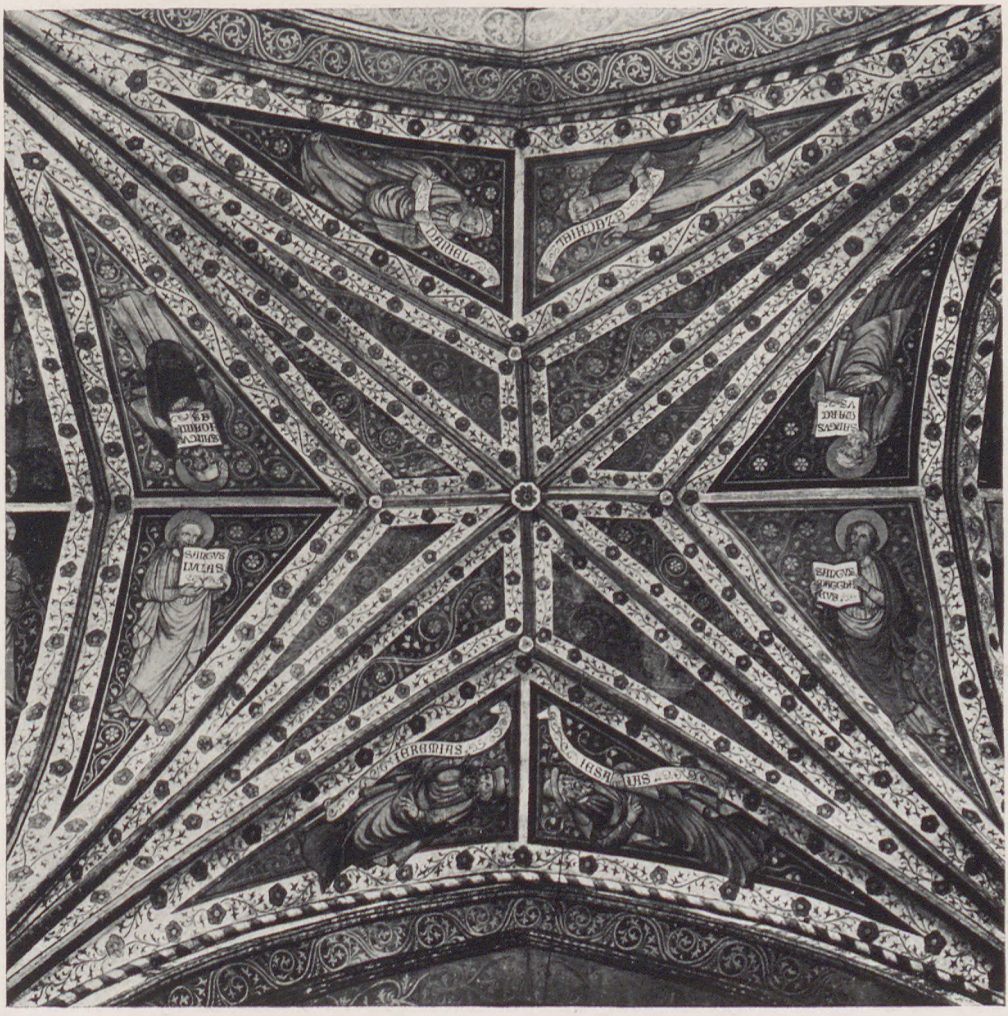
Schon bald nachdem im Zuge der großen deutschen Rückwanderung gegen Ende des 12. Jahrhunderts lübische Kaufleute an der Weichselniederung Fuß faßten und wenige Jahrzehnte später der Marktflecken Danzig Stadtrechte erhalten hatte, wurde der aufblühende Handelsplatz auch mehr und mehr zum kulturellen Mittelpunkt im deutschen Osten. Im Staatswesen des deutschen Ritterordens und damit auch in Danzig ist das Erziehungswesen im 13. und 14. Jahrhundert gekennzeichnet durch die nach und nach entstehenden Kirchenschulen, zunächst an St. Marien, bald aber auch an fünf weiteren Danziger Kirchen. Prediger und Mönche waren damals also die Bildner der deutschen Jugend, denn auch die Dominikaner und Franziskaner betätigten sich eifrig auf diesem Gebiet, und zwar entsprechend ihrer Geisteshaltung in streng scholastischem Sinne. Welch ein Irrweg in der Erziehungsarbeit jener Zeit! Künftige Kaufleute und Schiffsherren nahmen eine Bildung in sich auf, die kaum irgendeinen Zusammenhang mit ihrem Beruf aufwies. Es war ein Glück, daß sich der Bildungseifer jener Erzieher nur auf gewisse Oberschichten der Bevölkerung auswirkte und die Masse, man kann heute sagen, zum Glück von ihm verschont blieb, was der Erhaltung einer bodenständigen deutschen Eigenart dienlicher war als die Segnungen einer antikgeistlichen Bildung.

Dem Verlangen der Bevölkerung nach „redlicher Lehre und Kunst" nachgebend, richtete der Rat der Stadt in der 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts deutsche Schreibschulen ein, in denen Jungen und Mädchen eine weltlich-praktische Bildung erhielten und die deutsche Muttersprache stärker zu ihrem Recht kam als in den Kirchenschulen. Aber die sich anbahnende gesunde Entwicklung kam bald wieder zum Stillstand. Eine neue Welle fremden Geistesgutes und damit ein neues Bildungsideal flutete in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts über Deutschland und gelangte auch nach Danzig: der Humanismus. Mit der Überschätzung der Antike ging die Vernachlässigung des deutschen Volkstums Hand in Hand, in gelehrtem Dünkel sonderten sich die Humanisten vom Volk ab, und die Bevorzugung der lateinischen Sprache in diesen Kreisen vertiefte vollends den Riß, den die neue Lehre in die deutsche Volks-

gemeinschaft hineingebracht hatte. Nach Einführung der Reformation in Danzig versuchte man die Bildungsstoffe des Humanismus mit denen der Reformation zu vereinigen, und es entstanden hier sechs Lateinschulen. Christentum und Antike waren damals, wie überall, so auch in Danzig, bestimmend für die Jugenderziehung. Im allgemeinen tat man jedoch nur etwas für die Erziehung und Bildung begüterter Volkskreise, wie das auch in der 1538 erfolgten Gründung der ersten Gelehrtenschule, des Gymnasium academikum zum Ausdruck kam. Berühmte Männer jener Zeit, wie Gryphius und Hofmann von Hofmannswaldau, gehörten dem Gymnasium als Schüler an, und es stand mit an erster Stelle ähnlicher Bildungsstätten im Reich. — Aber was bedeutete das schon für die breite Volksmasse! Die Fürsorge des Rates ging gerade soweit, daß man die Einrichtung sogenannter Winkelschulen gestattete, wo die Jugend von oft ungeeigneten Männern im Rechnen, Lesen und Schreiben unterrichtet wurde.

Das 17. Jahrhundert brachte dann die gesunde Reaktion, das Auflehnen breiter Volksschichten gegen die fremde antikklassische Bildung. Die Menschen wollten von den Fesseln wesensfremder Kulturen befreit werden, das Zeitalter der Aufklärung begann, und neue Männer traten auch in Erziehung und Bildung auf den Plan. Da die Bemühungen des Rates, den berühmtesten Schulmann jener Zeit, Johann Amos Commenius, für die Schulreform zu gewinnen, fehlschlugen, wurde diese von dem Danziger Rektor Maukisch durchgeführt, kam aber leider wieder kaum den Winkel-, also Volksschulen, zugute. Auf eine immer tiefere Stufe sank das Danziger Schulwesen in den folgenden Jahrzehnten kriegerischer Verwicklungen, als Ansehen und Wohlstand immer mehr abnahmen und dieser Niedergang im Schulwesen seine deutlichen Spuren hinterließ. Von einer Neuerung jener Zeit berichtet der Chronist, und diese war nicht gerade erfreulich. Eine nach Basedow'schen Grundsätzen eingerichtete philantropische Erziehungsanstalt wurde damals in Jenkau begründet, hat jedoch die internationalen Ideen dieses Menschheitsbeglückers sicherlich nicht allzu sehr verbreitet. Das Danziger Schulwesen bot einen traurigen Anblick, als Danzig 1793 unter preußische Herrschaft kam. Als das erstarkte Volk nach der Besiegung Napoleons wieder emporstrebte, machten sich auf schulischem Gebiet die Einwirkungen des völlig unpolitischen Schweizer Schulmannes Pestalozzi lähmend bemerkbar. In Danzig wurden in dieser Zeit die Lateinschulen in Bürger- und Volksschulen umgewandelt, nur die Johannisschule und die Petrischule behaupten sich neben den 22 Volksschulen, später kam dann, nachdem das alte Gymnasium während der zweimaligen Belagerung Danzigs zugrunde gegangen war, das Städtische Gymnasium hinzu. Leider blieben die Volksschulen weiter das Stiefkind, die Zuschüsse waren gering, neue Schulhäuser wurden nicht gebaut, die Schulpflicht blieb ohne Kontrolle. Diesen traurigen Zuständen machte erst ein halbes Jahrhundert später der Mann ein Ende, der einen wirklichen Fortschritt herbeiführte: Oberbürgermeister Leopold von Winter. Innerhalb von zwanzig Jahren, von 1865—1886, machte er durch seine Tatkraft die Versäumnisse einer langen Vergangenheit gut. Schulneubauten entstanden, die vierstufige, später sechsstufige Volksschule wird auch im Innern ausgebaut, Hauptlehrer, bald aber geprüfte Rektoren als Schulleiter eingesetzt, das Königliche Gymnasium gegründet, die Oberschule St. Petri in einem neuen, gut ausgestatteten Heim untergebracht: alles Maßnahmen, die von dem Weitblick dieses Mannes Zeugnis ablegen. Die wiederauflebende Handelsstadt ermöglicht eine weitere erfreuliche Entwicklung des Schulwesens. Während auch eine Reihe neuer höherer Schulen entsteht, wird dem Bedürfnis nach einer Schule für die Kinder des mittleren Bürgerstandes, der Handwerker und Gewerbetreibenden, Rechnung getragen durch die Errichtung einer Anzahl von Mittelschulen, und schließlich wird die Schaffung von Sonderschulen, wie Hilfs-, Taubstummen- und Blindenschule, notwendig.

Alles in allem ein erfreuliches Bild der Entwicklung im Danziger Schulwesen, nur schade, daß dieser Fortschritt sich nicht auch auf die innere Umgestaltung, den Geist der Erziehung erstreckte. Die inne-



Kulmsee, Dom

Decke, Gewölbekappe mit Propheten und Aposteln

ren Mängel traten im Laufe der Zeit immer fühlbarer in Erscheinung. Der Intellektualismus, die formal-geistige Schulung stand im Vordergrund, die charakterliche und leibliche Erziehung wurde vernachlässigt. Viele Erziehungsziele werden aufgestellt, aber das Ziel erkennt man nicht: die Erziehung zum Dienst am Volk. So war es kein Wunder, wenn das Bürgertum einer politischen Gleichgültigkeit anheimfiel, die den besten Nährboden für die liberalistisch-marxistischen Theorien abgab. Vom völkischen Standpunkt aus gesehen, lag das Danziger Schulwesen nach Beendigung des Weltkrieges, als Danzig vom Reich wider seinen Willen gelöst wurde, völlig im argen. Die Einführung der Grundschule, die achtjährige Schulpflicht, die Beseitigung der Vorschulen sind wohl einige Fortschritte dieser Zeit, aber sie sind mehr dem Verdienst der Lehrerschaft zuzuschreiben als einer klarblickenden Führung. Der Streit um die Methode nimmt kein Ende, die nervösen Zuckungen im Schulleben sind ein Abbild der politischen Unrast unseres Volkes. Die Schulzucht läßt nach, Lehrer werden von marxistisch aufgehetzten Eltern bedroht und finden bei der Behörde keinen Schutz, die ja von der Parteien Gnade lebt. Das Zentrum gewinnt maßgeblichen Einfluß auf die Schule, jede völkische und heldische Regung wird unterdrückt, jedes deutsche Ordnungsprinzip abgelehnt. Die Schule wird zum Spielball der Parteien, volksfremder Geist findet Eingang in sie, und Schule und Erziehung standen 1933, wie das gesamte völkische Leben der Deutschen auf dem schmalen Grat, von dem der nächste Schritt in den Abgrund und damit in den Volkstod führen mußte. Daß dieser verhängnisvolle Schritt nicht getan wurde, darin liegt die weltgeschichtliche Sendung des Führers und seiner umwälzenden nationalen Idee.

Schon während des Kampfes um die Macht hatte der Gauleiter von Danzig, Albert Forster, mir die Aufgabe übertragen, eine neue Erziehergemeinschaft, den Nationalsozialistischen Lehrerbund, auch in Danzig zu schaffen. Als das Vertrauen des Gauleiters mich bei der Bildung der nationalsozialistischen Regierung im Juni 1933 auf den Posten des verantwortlichen Leiters der Danziger Kulturpolitik und damit auch der Erziehungs- und Bildungsarbeit berief, galt es zunächst, endgültig und durchgreifend Schluß zu machen mit all den tastenden Versuchen, Theorien, Experimenten, weiter den parteipolitischen Einfluß auszuschalten und die Irrwege im Erziehungswesen zu verlassen. Doch das war erst die Voraussetzung für die eigentliche Aufbauarbeit. Schon während des Abbruches des alten Gebäudes entstand allmählich das neue, denn es sollte vermieden werden, daß jene entmutigende und lähmende Leere entstand, die wohl ein Kennzeichen des zerstörenden Bolschewismus, niemals aber Zeichen unserer Weltanschauung ist.

Zwei Kernstücke hoben sich aus der Fülle der Arbeit heraus:

1. die innere Umwandlung und Neuausrichtung der Erzieherschaft,
2. der Neubau des gesamten Schulwesens, also die Schaffung der nationalsozialistischen Gemeinschaftsschule.

Eine zuverlässige, einsatzbereite und leistungsfähige Kämpferschar heranzubilden und dauernd bereitzuhalten, ist restlos gelungen, wie das die höchsten Partei- und Staatsstellen des öfteren bestätigt haben. Aus den Lehrern, die sich in der Zeit des Niederganges von den zersetzenden Einflüssen ferngehalten und ihren kämpferischen Willen bewahrt hatten, bildete ich den Stoßtrupp für die Aufbauarbeit. Immer mehr Mitarbeiter stießen im Laufe der Zeit hinzu, und heute ist es für jeden Erzieher und jede Erzieherin von der Grundschule bis zur Hochschule eine Selbstverständlichkeit, daß sie alle dem NSLB. angehören und im Geist und Auftrag des Führers an der Jugend arbeiten. Freilich war zur Formung dieser Erzieherschaft eine gründliche, umfassende und nie erlahmende Schulungsarbeit notwendig. Jahr für Jahr gab ich in den großen Gauversammlungen, die sich oft über mehrere Tage erstreckten und die gesamte Erzieherschaft erfaßten, eingehende und umfassende Richtlinien für die Arbeit. In den Kreisen, Kreisabschnitten, Fachschaften, Fachgruppen und in den Arbeitsgemeinschaften der Sachgebiete wurden diese Richt-

linien im einzelnen durchgearbeitet, wobei ständige Überwachung und fortgesetzte Führung unerläßlich waren. Als besonders wertvolles Mittel der geistigen Führung trat zu dieser Ausrichtung die Lagerschulung hinzu, der eine wertvolle gemeinschaftsbildende Kraft innewohnt und deren Kennzeichen gemeinsame Arbeit, ernstes Streben und die verbindende Kameradschaft sind. Höhepunkte der weltanschaulichen und fachlichen Schulung sind die alljährlich von mir veranstalteten Deutschkundlichen und pädagogischen Wochen, in denen namhafte Persönlichkeiten Danzigs und des Reiches alle kulturellen und volkswichtigen Gebiete beleuchten und die enge Verbindung zwischen dem Reich und uns immer wieder bekräftigen. Alle Gebiete, wie Rasse, Kultur, Erziehung, Geschichte, Raum und Volk, Dichtung, Musik und Volkstum bis hin zur Wehrpolitik und Wehrerziehung sind, unter die Schau nationalsozialistischer Lebensauffassung gestellt, unseren Erziehern und weiten Volkskreisen Danzigs nahe gebracht worden.

Hand in Hand mit dieser Schulung der Erzieherschaft ging der Neubau des gesamten Danziger Schulwesens. Die nationalsozialistische Gemeinschaftsschule ist heute für Danzig Tatsache geworden. Sie ist eine Stätte der Erziehung, die mithelfen soll, unsere Jugend zu Opferbereitschaft, Treue, Verschwiegenheit, Einsatz, Willens- und Entschlußkraft zu erziehen. Den tragenden Grund für alle erzieherische Unterrichtsarbeit in dieser Schule bildet das gesamte deutsche Volk in seinen rassischen, politischen, sozialen, kulturellen und wirtschaftlichen Daseinsformen und -ordnungen, also unser Deutschtum. Ausgangspunkt für allen Unterricht ist die Standortgebundenheit, d. h. die Heimat. Die Bildungsstoffe für die einzelnen Erziehungs- und Bildungspläne sind nicht systematisch zusammengefaßt worden, sondern zu lebendigen, organischen Einheiten geordnet. In den kulturkundlichen Fächern ist das jahrtausendelange Ringen unseres Volkes um seinen Bestand, seine Einheit, seinen Staat, seine artgemäße Lebensordnung, sein rassisches Schicksal Inhalt der Einheiten, in den mathematisch naturwissenschaftlichen Fächern sind naturbedingte Einheiten der lebendigen Wirklichkeit die Grundlage. Die technisch-künstlerischen Fächer bilden die dritte Gruppe.

In allen Schulgattungen kommt der Leibeserziehung eine besondere Aufgabe zu. Turnen, Sport und Spiel stehen im Dienste der vollen Entwicklung und Beherrschung aller Kräfte des Körpers, und der charakterbildende und seelische Wert der Leibesübungen findet größte Beachtung.

Entsprechend dem organischen Aufbau des Bildungsgutes ist auch die Neuordnung der Schulreformen nach einheitlichen Gesichtspunkten erfolgt. Als nationalsozialistische Gemeinschaftsschule umfaßt sie die Gemeinschaft der gesamten deutschen Jugend. Zwei Wege führen in Zukunft zur Hochschule: Der eine verbindet die Hauptschule (Volksschule) mit der deutschen Oberschule bzw. dem deutschen Gymnasium, der Aufbauschule, der Frauenoberschule und endet bei der Hochschule; der andere nimmt seinen Ausgang bei der Hauptschule (Volksschule), leitet hinüber zur Berufs-, Fach-, höheren Fachschule und ermöglicht ebenfalls das Studium an der Hochschule. Somit ist der Weg zur Hochschule nicht nur den überwiegend theoretisch Begabten geöffnet, die gewöhnlich die höhere Schule besuchen, sondern auch den vorwiegend praktisch Begabten, die in der Regel zuerst in die Fach- und Berufsschule gehen.

Zu dem Aufbauwerk liegen die schon weitgehend ausgearbeiteten Bildungsmittel, Schulbücher usw. vor. Auch die organisatorische und vertrauensvolle Zusammenarbeit von Elternhaus, Schule und HJ. zum Heil des gesamten erzieherischen Aufbauwerkes und damit der Jugend ist in Danzig gelungen.

Mit dieser Gemeinschaftsschule in Danzig ist ein Werk entstanden, neuartig in Grundlage, Zielsetzung und Aufbau, das als bleibende erziehende und bildende Einrichtung über die Gegenwart hinaus der Jugenderziehung in der Zukunft dienen wird. Mögen die Methoden der Stoffumfang und die Anordnung im Laufe der Jahre vielleicht geringen Veränderungen und Ergänzungen unterworfen sein, das Erziehungswerk als Ganzes

Danzig: Lange Brücke

aber wird bestehen bleiben, denn es stellt, wie Prof. Krieck, Heidelberg, eine der namhaftesten erziehungswissenschaftlichen Persönlichkeiten, urteilt, „ein Stück Geschichte" dar, ein Werk aus einem Geist und Guß, „das zweifellos Monumentalität zeigt und das weite Kreise der deutschen und ausländischen Erzieherschaft aufschauen ließ" *).

Meine besondere Sorge galt von Anfang an der Hauptschule, der früheren Volksschule, weil 95% aller Kinder sie besuchen, wodurch sie zur Schule der Hauptmasse des Volkes wird, zum andern, weil gerade sie besonders als Tummelplatz der liberalistisch-marxistischen Parteien und aller möglichen Neuerer ausersehen war. Wenige Hinweise müssen genügen, den Charakter der neuen Hauptschule zu kennzeichnen. Nicht darin liegt der Schwerpunkt ihrer Arbeit, der Jugend ein abstraktes Wissen als Selbstzweck anzulernen, so großer Wert auch selbstverständlich auf die Aneignung eines festumrissenen Wissens, das zum Können sich gestaltet, gelegt wird. Aber das sind nichts als Mittel zum Zweck. Die Hauptschule und mit ihr die Grundschule hat heute in erster Linie erziehlichen Charakter. Stoff und Methode ordnen sich dieser Aufgabe unter. Das Kind wird, nachdem die Schule es aus den Händen der natürlichen Erziehungsmächte, wie Familie, Sippe, Dorf- und Wohngemeinschaft, erhalten hat, allmählich vom Spiel zur Arbeit geführt. Das geschieht mit Hilfe der neuen Erziehungs- und Bildungspläne Schritt für Schritt und bedeutet ein organisches Hineinwachsen in die Welt der Erwachsenen und damit in die Volksgemeinschaft. Diese höchste Aufgabe der Schule wird heute dadurch gelöst, daß sie nicht wie einst ein Eigendasein im Volke führt, sondern mitten im Leben steht, daß der Strom alles Geschehens nicht an ihren Pforten abbiegt, sondern voll durch die Schulstuben sich ergießt.

Die Mittelschule ist in ihrem Bestand und Ausbau heute gesichert, denn sie füllt im Schulwesen eine Lücke aus, die ohne sie schwer oder gar nicht zu schließen wäre. Auch sie ist von Grund aus umgestaltet worden. Sie hat weit stärker als früher den Charakter einer Erziehungsstätte erhalten und ist in besonderem Maße auf Lebenswirklichkeit und Zeitnähe abgestellt. Sie wird dadurch den Erfordernissen der nationalen Wirtschaft, des Handels und Gewerbes, des Handwerks und des mittleren Beamtentums gerecht. Neben den schon bei der Hauptschule genannten Aufgaben geben der Mittelschule das Leistungsstreben im Wettkampf der schaffenden Volksgenossen, die ausreichende Vertrautheit mit all den Bildungs- und Wissensstoffen, die für ein gesteigertes Können heute mehr denn je gefordert werden, das Gepräge. Ein zweckmäßiges Auslesеverfahren stellt die organische Verbindung von der Hauptschule und zur Oberschule hin sicher. Die Mittelschule ist infolge ihrer besonderen Zielsetzung reich ausgestattet mit Einrichtungen für den Werkunterricht, den hauswirtschaftlichen Unterricht, mit Schulküchen und Schulgärten, mit Modellwerkstätten, aber auch mit Schülerbüchereien, Film- und Lichtbildgärten. Hier soll erwähnt werden, daß der Besuch der Mittelschule wie auch der der Oberschule heute nicht mehr das Vorrecht der Kinder begüterter Kreise ist. Infolge der Schulgeldherabsetzung durch die Geschwisterermäßigung, durch ein weit ausgebautes Förder- und Freischulsystem sowie durch Gewährung von Lernmitteln ist das Ziel der völligen Schulgeldfreiheit für alle Kinder unseres Volkes bereits weitgehend nähergerückt. Es gibt heute kein Hindernis mehr für einen begabten Jungen, auf der Stufenleiter der Gemeinschaftsschule bis zur Hochschule aufzusteigen, und damit ist endgültig jenes Bildungsprivileg beseitigt, das in bestimmten Volksgruppen herrschte, und es ist eine volle Erfassung aller wertvollen Kräfte unseres Volkes sichergestellt.

*) Die neuen Erziehungs- und Bildungspläne für sämtliche Schularten, zum Teil 1937, in ihrer Gesamtheit Ostern 1938 fertiggestellt, sowie die wichtigsten Erlasse der von mir geleiteten Senatsstelle habe ich in einem umfassenden Sammelwerk unter dem Titel „Der Neubau des Danziger Schulwesens" zusammengestellt. Dieses Werk enthält ferner einen Teil der von mir im Laufe der letzten sechs Jahre gehaltenen Vorträge und Reden zur Schulreform, in denen die grundlegenden Richtlinien und Anweisungen für alle Schulen und Fächer niedergelegt sind.

Danziger Höhe

Die Oberschulen sind die einzigen Schulen in Danzig, für die eigene Pläne, obwohl, auch sie fertiggestellt waren, nicht eingeführt wurden, weil aus Gründen der Einheitlichkeit die inzwischen im Reich geschaffenen Pläne übernommen werden konnten. Die Herausgabe neuer Stundentafeln gestaltete indes bereits Ostern 1934 und dann 1937 das höhere Schulwesen in organisatorischer und bildungsmäßiger Hinsicht völlig um. Die deutschkundlichen Fächer und die Leibesübungen treten dadurch in den Vordergrund, gleichwohl ist aber der Mathematik und den Naturwissenschaften die ihnen zukommende Bedeutung geblieben, wie auch den Fremdsprachen ausreichende Pflege zuteil wird. Die Zukunftsform der deutschen Oberschule ist durch diese Stundentafeln nahezu erreicht. In den Mädchen-Oberschulen wird der fraulichen und hauswirtschaftlichen Erziehung besondere Beachtung geschenkt. Der Frauen-Oberschule in Danzig-Langfuhr, die sich durchaus bewährt hat, sind ähnliche Einrichtungen in Danzig und Zoppot gefolgt. Neben der Oberschule sind zwei Aufbauschulen geschaffen, eine in Danzig und eine in Neuteich, wo die Schüler bei guter Begabung in sechs Jahren dasselbe Ziel erreichen wie an der Oberschule. Das humanistische Gymnasium, dem hohe geistesbildende Aufgaben nicht abgesprochen werden, wird in Danzig traditionsgemäß weiter erhalten. Das besondere Erziehungsziel der höheren Schule liegt darin, Menschen heranzubilden, die vermöge der stärker betriebenen Geistesschulung sowie durch Charakter und Leistung auch hochgestellten Forderungen der Gemeinschaft gerecht werden können.

Auch für die Schularten der Fach- und Berufsschulen sind die Pläne Ostern 1938 eingeführt worden. Ihnen liegen ethische, soziale und völkische Erkenntnisse zugrunde, die erst die nationalsozialistische Weltanschauung gezeitigt hat. Begriffe wie Beruf, Arbeit, Fleiß, Gewissenhaftigkeit haben eine neue Wertung erfahren, die Arbeitsscheu hat sich

gewandelt in Arbeitseifer und Wettbewerb, und die Arbeit, einst nur ein Mittel zum Geldverdienen, ist uns ein Lebenselement geworden. Zugleich ist mit der Auffassung gebrochen worden, daß die Wirtschaft den einzigen Inhalt des Lebens unseres Volkes ausmacht, wodurch auch die Fach- und Berufsschule eine politische Erziehungsstätte geworden ist. Nationalpolitik steht sowohl in den berufsvorbereitenden Berufsschulen wie in den berufsbegleitenden Fachschulen an erster Stelle. Fach-, Berufs- und Geschäftskunde folgen ihr. Die Schüler werden mit allen Zweigen der Fach- und Berufskunde sowie mit dem Arbeitsverfahren ihres Berufes vertraut gemacht. Betriebswirtschaftliche Belehrungen, Buchführung, kaufmännisches Rechnen, Kurzschrift und Maschinenschreiben ergänzen die Fachkunde. Die kaufmännische Fach- und Berufsschule umschließt ferner die Höhere Handels- und Handelsschule. Durch die Schaffung der vielseitigen und eingehenden Pläne ist eine neue Aufstiegsmöglichkeit für Begabte geschaffen worden und damit ein zweiter Weg zur Hochschule über Berufs- Fach- und Höhere Fachschule eröffnet.

Die Technische Hochschule hat in Danzig als die einzige Hochschule ihrer Art im deutschen Osten eine noch größere Aufgabe zu erfüllen als ähnliche Institute im Reich. Durch den Ausbau der wissenschaftlichen Abteilungen, durch die Anpassung der technischen Institute und Laboratorien an den neuesten Stand der Technik und die Schaffung neuer Lehrstühle ist dieser Bedeutung vollauf Rechnung getragen worden. Gefördert wurde die Entwicklung der Hochschule durch den Ausbau der Institute für Werkstoffkunde, Festigkeitsforschung, Hydro- und Aerodynamik und durch den Neubau eines Institutes für Verfahrenstechnik. Die Technische Hochschule ist heute eine hochwertige Forschungs- und Erziehungsstätte und als solche berufen, im Grenzland dem deutschen Geist und der Wissenschaft ein immer größeres Feld der Betätigung zu erschließen.

Da sich schon 1933 übersehen ließ, daß der in der Systemzeit erschreckend zunehmende Lehrüberfluß bei nationalsozialistischer Staatsführung bald einem Lehrermangel Platz machen werde, erschien die Schaffung einer Hochschule für Lehrerbildung in Danzig notwendig. Da wir auf Zuzug von Erziehern aus dem Reich nicht rechnen können, füllt die Hochschule somit eine Lücke aus, die sich ohne sie empfindlich bemerkbar gemacht hätte. Im nationalsozialistischen Geist wird hier ein Lehrernachwuchs erzogen, der die charakterlichen, geistigen und fachlichen Grundlagen für den Erzieherberuf in sich aufnimmt.

Neben der inneren Umgestaltung des Schulwesens habe ich daher alle Kräfte des Staates für die Schaffung neuer Schulen oder für die Verbesserung und den Ausbau der bestehenden zu mobilisieren versucht. Besonders auf dem Lande, wo die Schulnot am größten war, sind viele neue Schulgebäude entstanden, die allen Anforderungen entsprechen, die an eine neuzeitliche Schule zu stellen sind. Die Schulneubauten fügen sich in ihren klaren und einfachen Formen in die heimische Landschaft ein, sie sind mit allen neuzeitlichen Einrichtungen versehen und werden vielen Geschlechtern auch auf dem Gebiet der Schule ein Bild nationalsozialistischer Gestaltung geben. Unzählig sind heute bereits die Verbesserungen, Ergänzungen, Ausbauten an Gebäuden, Höfen, sanitären Anlagen, die im Laufe dieser sechs Jahre vorgenommen wurden. Dazu kommen die neu erstellten Turnhallen, Turn- und Sportplätze, Jugendheime, Schullandheime, Jugendherbergen, durch die der größten Not bereits wirksam gesteuert werden konnte, wenn auch auf diesem Gebiet noch manches zu tun übrig bleibt. Schließlich seien noch die an vielen Stellen des Landgebietes errichteten Landjahrlager genannt, die zur Aufnahme von Jungen und Mädchen nach Verlassen der Hauptschule dienen und vorbildliche Einrichtungen der neuen Jugenderziehung darstellen. Die Liebe zur bäuerlichen Arbeit und das Verständnis für die Wichtigkeit des Bauernstandes werden durch die Landjahrerziehung ebenso gefördert, wie der drohenden Verstädterung entgegengewirkt wird.

Nur wenig konnte über die äußere Gestaltung des Schulwesens in Danzig gesagt werden, und doch bildet auch sie zusammen mit der inneren eine untrennbare

Einheit, denn was nützen die besten Erziehungspläne, wenn wir die Stätten nicht besitzen, an denen sie in die Tat umgesetzt werden können.

Was gelten andererseits die herrlichsten Schulpaläste, wenn Erziehung und Bildung darnieder liegen.

Beides gehört zusammen, und beides war in Danzig neu zu schaffen.

Ich fand bei allen Stellen der Partei und des Staates Verständnis und Förderung für die mir übertragene Aufgabe. So soll dieser Bericht schließen mit dem Dank an unsern Gauleiter, Staatsrat Albert Forster, für seine unermüdliche und verständnisvolle Unterstützung sowie an alle Stellen, die mitgeholfen haben, dieses Werk zu beginnen und zu vollenden, soweit es bis zur Stunde möglich war; ein Werk, das unserer Jugend und unserem Volk dienen soll auch in dem größeren Vaterland, dem wir mit all unserem Glauben zustreben, bis auch unsere Stunde gekommen ist.

Vorlaubenhaus in der Danziger Niederung

Wilhelm Löbsack

Die Danziger „Adolf-Hitler-Schule" als Zentrum ostpolitischer Schulung

Das nationalsozialistische Führerschulungswerk ist in zielbewußter Planung und Durchführung erst nach der Machtübernahme entstanden. Der Führer gab 1933 den Befehl zu dieser Arbeit, um der Partei die Durchführung der in ungeheurem Ausmaße gestiegenen Aufgaben zu erleichtern und die weltanschauliche Ausrichtung und Stetigkeit der Führerschaft zu garantieren. Das Ziel dieser Schulungsarbeit ist 1. auf den Schulungsburgen nach einer gesunden Leistungsauslese der Teilnehmer zu streben, um eine ihren Aufgaben gewachsene Führerkette zu gewährleisten; dabei mit besonderer Aufmerksamkeit das Nachwuchsproblem in allen Konsequenzen zu studieren und zu meistern; 2. die Führerschaft der Bewegung immer wieder in kameradschaftlicher Gemeinschaft zusammenzuschweißen und diese an dem großen Beispiel des Führers charakterlich und leistungsmäßig auszurichten; 3. unsere Weltanschauung zu vermitteln und die Erkenntnis der großen welt- und volkspolitischen Gesetzmäßigkeiten vom Standpunkt unserer Weltanschauung aus zu vertiefen. — Im Rahmen dieser Arbeit sind nun in allen deutschen Gauen Schulungsburgen der Partei entstanden. Selbst in größeren Kreisen der NSDAP. geht man daran, Kreisschulungsburgen zu errichten, und die Adolf-Hitler-Schulen zur Auslese der Besten aus unserer Jugend sowie die Ordensburgen sind heute die vorläufige Krönung dieses Werkes.

Auch im abgetrennten deutschen Danzig entstanden 1933 und 1934 durch die Initiative des Gauleiters Albert Forster solche Schulungsstätten in Pelonken bei Oliva, Stutthof und Saskoschin, die im März 1935 in der „Adolf-Hitler-Schule" der NSDAP., Schulungsburg Jenkau, zusammengefaßt wurden. Dieser Danziger Gauschulungsburg verlieh der Führer seinen Namen, um sie in diesem umkämpften deutschen Gebiet besonders hervorzuheben. Durch die großzügige Förderung des Reichsorganisationsleiters Dr. Robert Ley wurde es ermöglicht, schon von 1933 an reichsdeutsche und auslandsdeutsche Kameraden regelmäßig zu den 3-Wochen-Lehrgängen der Danziger Schule zu entsenden, um auch dadurch das Band zwischen Danzig und dem Reich enger zu schließen und diese Männer darüber hinaus mit den interessanten und für unser Volk so wichtigen Problemen des deutschen Ostens vertraut zu machen. Hierin liegt nun gerade die besondere Aufgabe dieser Schulungsburg, die für viele führende Parteigenossen im Reich eine hohe Schule der Ostpolitik geworden ist. In den 3-Wochen-Lehrgängen werden vor den insgesamt durchschnittlich 80 Teilnehmern aus Danzig, dem Reich und dem Ausland nun in erster Linie die entscheidenden Schicksalsfragen des Ostseeraums und des Nordostens behandelt. In den Geschichtsvorträgen, die von besten Sachkennern gehalten werden, wird den Männern zuerst vermittelt, welchen großen Anteil das deutsche Volk an der Kolonisation des Ostens hat. Das Werden und Wirken des deutschen Ritterordens und der deutschen Hanse stehen natürlich im Mittelpunkt. Aber nicht nur aus den machtpolitischen Geschehnissen der Vergangenheit werden die entsprechenden Konsequenzen gezogen, sondern gerade das Verhältnis des Deutschtums zu den übrigen Völkern des Nordostens wird eingehend behandelt. Diese Betrachtungen, die in Arbeitsgemeinschaften der Teilnehmer noch vertieft werden, erstrecken sich im ersten Abschnitt bis 1914, dann folgt die Zeit von 1914—1933 mit der unheilvollen und sinnlosen Zerstückelung des deutschen Ostraums durch das Versailler Diktat und dem Entstehen der Randstaaten. Das Problem Danzig ist dabei ein Schulbeispiel für die aus Haß und

Marienburg

Graudenzer Altar, Kreuztragung Christi

Die Danziger Adolf-Hitler-Schule in Jenkau (Danziger Höhe)

Unvernunft geborenen Versailler Konstruktionen, und als interessanter und wichtiger Brennpunkt des deutschen Ostens besonders aufschlußreich für das Studium größerer Zusammenhänge der Ostpolitik. Ausgehend von den geschichtlichen Darlegungen werden nun im dritten Abschnitt die gegenwärtigen Probleme dieses Raumes vom Standpunkt der nationalsozialistischen Außenpolitik und einer weltpolitischen Schau behandelt. Die Danziger Schule ist dabei in der glücklichen Lage, über eine Reihe wertvoller Gastredner zu verfügen. Überhaupt ist es Prinzip in dieser Schule, möglichst wenig hauptamtliche Kräfte für den Unterricht zu haben, um destomehr Männer der Front und Spezialisten zu Wort kommen zu lassen. So läßt es sich Gauleiter Forster selten nehmen, immer wieder zu den Lehrgängen herauszukommen, um als der verantwortliche Beauftragte des Führers in Danzig das Notwendige zu sagen. Maßgebende Männer des Staates und der Partei stellen sich ebenfalls neben den besten Wissenschaftlern immer wieder gern zur Verfügung. Wenn z. B. Prof. Dr. Recke, Danzig, als einer der berufensten deutschen Polenkenner den Männern die Geburt des jetzigen polnischen Staates oder seine jetzige politische Entwicklung schildert, dann wird hier ein hieb- und stichfestes Wissen vermittelt, das für manche unserer Kameraden aus dem Westen oder Süden des Reiches geradezu eine Offenbarung bedeutet. Oder die Darlegung der deutschen Kulturleistungen im Ostseeraum durch Wort und Film zeigt, wie weit das deutsche Können und die deutsche Kraft über den jetzigen deutschen Staatsraum hinausgreifen. Dabei ist diese Schule durchaus keine Hochburg des Revisionismus, wie das von der polnischen Presse dann und wann gern behauptet wird. Wir halten uns auch hier an das große Werk des Führers „Mein Kampf", wo dieser so glänzend mit einem sturen, nur nach rückwärts blickenden Revisionismus abrechnet. Allerdings wird in Jenkau im Sinne eines nationalsozialistischen neuen Ordnungsprinzips geschult. Es werden auf dieser Schule keine Experimente mit Zirkel und Bleistift auf der Landkarte gemacht, und unsere Männer sind nicht so kindisch wie polnische sog. Wissenschaftler und Politiker, die so gern die unmöglichsten Karten eines bis in die Nähe von Berlin gehenden polnischen Staates in die Welt jagen. Bei uns stehen im Mittelpunkt die Erkenntnis und die Verpflichtung, die in den gewaltigen Opfern und Leistungen des deutschen Volkes im Ostraum liegen. Abseits von Phrase und Selbsttäuschung, von Schwäche und Minderwertigkeitskomplexen, von Chauvinismus und Hetzerei werden die Probleme so betrachtet und dargestellt, wie sie sind und wie sie gemeistert werden müssen.

Die entscheidenden Fragen des Ostens stehen also im Mittelpunkt der Vorträge und Arbeitsgemeinschaften. Selbstverständlich werden ebenfalls wichtige grundsätzliche Gebiete der nationalsozialistischen Weltanschauung behandelt, um immer

wieder die Verknüpfung der Ostprobleme mit den großen weltanschaulichen Zusammenhängen zu gewährleisten. Wie aufschlußreich ist es z. B., in einem Vortrag des Parteigenossen Professor Dr. Koch, Breslau, der zu den regelmäßigen Gastrednern zählt, über die Methoden und Arbeit der katholischen Aktion und den Kampf der Romkirche gegen die Ostkirche in Polen zu hören, also über ein großes machtpolitisches Ringen, das auf dem Rücken des polnischen Staates ausgefochten wird.

Diese so aus den Vorträgen gewonnenen Erkenntnisse werden vertieft und unterstrichen durch zahlreiche Ausfahrten und Besichtigungen, die den Lehrgangsteilnehmern nun in der Marienburg, in Marienwerder, auf den Schlachtfeldern von Tannenberg oder in der Bucht von Danzig, dort an den Gegensätzen des Danziger Hafens und der Konstruktion von Gdingen, plastisch und erlebnismäßig den Osten vor Augen führen. Immer wacher wird dabei das Gefühl für Probleme, die einer Lösung so oder so harren, immer bewußter die Verpflichtung des Einsatzes für diese Erde, die durch Blut, Schwert und Pflug eingedeutscht wurde. Bei den Besuchen in dem herrlichen alten Danzig sprechen die Steine der Marienkirche eine so vernehmliche Sprache von deutschem, himmelstürmendem Können, wie das niemals in Vorträgen möglich ist.

Aber auch die Abende werden ausgenutzt. Stunden der Entspannung wechseln ab mit Filmvorträgen, die durch moderne Apparaturen in der technischen Zentrale der Schule ermöglicht werden. Eigene Filme, wie z. B. über das Ostjudentum, dieser Film wurde von Mitarbeitern der Schule auf einer Polenreise gedreht, oder der Ufa-Film „Auf den Spuren der Hanse" aus dem Schul-Filmarchiv oder wechselnd aufgeführte moderne Leih-Filme wie Max Halbes „Jugend" führen auf diese Weise in die Welt des Ostens. Die vielgestaltige Bücherei von 2000 Bänden erlaubt ein eingehendes Studium der behandelten Fragen.

Die weiten Anlagen der Schule bieten aber nicht nur den dreiwöchigen Regellehrgängen Raum, sondern außerdem werden fortlaufend Kurz- und Sonderlehrgänge und Schulungstagungen der Führerschaft der Partei bzw. ihrer Organisationen und Gliederungen durchgeführt. Im Mittelpunkt dieser Veranstaltungen stehen die ostpolitischen Sondertagungen des Gauschulungsamtes der NSDAP., die alle zwei Monate stattfinden und nur aktuelle Themen der Ostpolitik behandeln. Da die Regellehrgänge nicht nur Politische Leiter sondern auch in buntem Durcheinander Führer der verschiedensten Gliederungen der Partei umfassen, so werden also unter Berücksichtigung der vorstehend aufgeführten Sonderveranstaltungen tatsächlich in Jenkau im allgemeinen alle wichtigen führenden Männer der Partei und ihrer Organisationen im Gau Danzig erfaßt. Dazu tritt die weitgreifende Wirkung dieser Ostarbeit in die reichsdeutschen Gaue und in das Ausland bis nach Übersee. Überall dort, wo reichsdeutsche Parteigenossen sitzen, die einmal in Jenkau waren, entfaltet sich, in der Breitenwirkung oft von uns gar nicht zu übersehen, eine rege Arbeit und Werbung, die Probleme und Forderungen des deutschen Ostens verständlich zu machen. Ein Blick in die Ablagemappen dieser Schule zeigt, welchen Widerhall Jenkau bei all diesen Männern findet. Briefe aus dem Reich, fast allen europäischen Staaten, ja aus Asien, Afrika, Amerika und Australien erzählen von den Verbindungen, die hier im Interesse der großdeutschen Sache und von Mann zu Mann geschlossen wurden.

Aus dem Gedanken, den Männern möglichst schriftliche Unterlagen über das Gehörte mit nach Hause zu geben, entstand die Schriftenreihe der „Adolf-Hitler-Schule", in der im Laufe der Jahre bis jetzt 21 Hefte erschienen sind. Hier seien nur die wichtigsten Ostschriften aus dieser Reihe genannt:

„Versailles und der deutsche Osten",

„Der Geburtstag des polnischen Staates", beide Hefte von Prof. Dr. Recke;

„Danzigs Lebenskampf", von Gauleiter Albert Forster und Senatspräsident Greiser;

„Der Deutsche Orden und sein preußischer Staat im Aufbau des deutschen Ostens", von Prof. Dr. Müller;

„Volkstum und Völker im Nordosten", von Dr. Karl Hans Fuchs;

„Volkstumskampf im Osten im 19. Jahrhundert", von Oberstudiendirektor Edmund Beyl;

„Deutsche Kulturleistungen im Ostseeraum", von Prof. Dr. Neef;

„4000 Jahre nordisch-germanisch-deutsches Weichselland", von Dr. Kurt Langenheim;

„Danzigs Geschichte", von Prof. Dr. Keyser.

Die Gesamtauflage der Schriften dieser Reihe umfaßt über 120 000 Stück. Es würde im Rahmen dieses Aufsatzes, der entscheidend der Arbeit der „Adolf-Hitler-Schule" Jenkau gewidmet ist, zu weit führen, außerdem auch auf all jene Veröffentlichungen und Karten einzugehen, die vom Gauschulungsamt Danzig der NSDAP. und seinen Dienststellen aus in reicher Zahl über Probleme des Ostens erschienen sind und ebenfalls wie die Hefte der Schriftenreihe im Reich Verbreitung fanden.

Bis heute sind etwa 13 000 Parteigenossen in mehr oder weniger führenden Stellungen durch diese Schule und ihre Vorläufereinrichtungen gegangen. Unablässig geht diese Arbeit am deutschen Menschen im Sinne unseres Führers und seiner großen Ziele weiter. Immer wieder werden diese Kameraden mit den wichtigen Erkenntnissen und Zielsetzungen der deutschen Ostpolitik in Vergangenheit und Gegenwart vertraut gemacht, um von diesem Schicksalsboden deutschen Lebenskampfes innerlich Besitz zu nehmen. In dieser Schule bemühen wir uns, mit unseren begrenzten Kräften die Ostarbeit zu einer wirklichen Verpflichtung werden zu lassen, und lehnen jene romantische Schwärmerei ab, die in Liedern gern gen Ostland reitet, aber ungern ein wirkliches Opfer für den Osten bringt.

Diese Schule hat die hohe Ehre und große Verpflichtung, den Namen des Führers zu tragen. Damit sind im Letzten und Höchsten ihre Arbeit, ihre Methoden und ihre Ziele bestimmt.

Sommerlied

Nun kommt, es ist der Tisch gedeckt
Jedweder Kreatur:
Das Licht hat alle Welt erweckt
Und tausend Blüten angesteckt
Auf buntbekränzter Flur.

Drum kommt und seid der Erde Gast
Zu heller hoher Zeit:
Nur kurz bemessen ist die Rast
In dieser Tage Zauberglast
Voll Sommerseligkeit!

Hansulrich Röhl

Im Strauch vorm Strom da raunt der Wind . . .

Im Strauch vorm Strom da raunt der Wind
und flüstert im Geäste,
er lädt, die seine Gäste sind:
das wilde Tier, das Weiderind
zu einem stillen Feste.

Im Strauch vorm Strom da hebt das Licht
sein dunstig Schimmerröckchen.
Das tanzt dem Hasen vorm Gesicht
und schwebt hinab und achtets nicht
und hängt am Weidenstöckchen.

Im Strauch vorm Strom da webt die Zeit
bis zu versteckten Plätzchen
des Mittagsglückes Seligkeit.
So still es ist, ich hörs von weit:
mich ruft, mich ruft mein Schätzchen.

Im Strauch vorm Strom da hat mich ganz
die Sonne eingesponnen —
ich träume. Wiege mich im Tanz
und winde dir den Blütenkranz
aus Kosewort und Wonnen. —

Im Strauch vorm Strom — so Glück und Ruh
sind wir einst fortgeschwommen.
Doch weiß ich, einmal wirst auch du
von fernher ohne Strumpf und Schuh
und lachend wiederkommen.

Erich Polt

Gregor Brutzer

Mittelalterliche Malerei in Westpreußen

Die mittelalterliche Malerei des westpreußischen Gebietes läßt sich in ihren Anfängen zurückverfolgen bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts, als Preußen endgültig unter der gesicherten Herrschaft des deutschen Ordens stand. Die Eroberung des Landes und die Errichtung eines wohlgeordneten Staatswesens im Laufe des vorangegangenen Jahrhunderts bilden die großartige Grundlage für das Aufblühen der Kunst. Wie immer in der Geschichte großer Kulturen, steht am Anfang die Schöpfung einer strengen, festgefügten Architektur. Erst mußte man ein „festes Haus" über dem Kopf haben, bevor man zu seiner weiteren Ausgestaltung durch die subtileren Künste schreiten konnte.

Noch heute spricht uns die Architektur des deutschen Ordens am unmittelbarsten an. Sie spiegelt am deutlichsten den entschlossenen, tatkräftigen Aufbauwillen der Eroberer und hat schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts, zur Zeit des Wiederaufbaus Preußens nach den Befreiungskriegen, ihre begeisterten Bewunderer und Nachahmer gefunden. Bis in unsere Tage wurde aus einer in manchem geistesverwandten inneren Haltung die gestraffte karge Wucht ihrer Formen, die Schinkel als erster wieder neu zu gestalten suchte, zu lebendigem Vorbild.

Den bildnerischen Künstlern in Plastik und Malerei bleibt stets ein größerer Spielraum für die Betätigung der besonderen Fähigkeiten des einzelnen. Sie erliegen nicht in so hohem Maße wie etwa die Erbauer der Burgen, dem richtungweisenden und planbestimmten Willen der ritterlichen Auftraggeber. Zudem finden wir Heutigen schwerer einen Zugang zu dem dogmatisch-kirchlich gebundenen Denken und Gestalten des mittelalterlichen Menschen, das eine fast ausschließliche Beschränkung auf biblische Themen in Plastik und Malerei zur Folge hatte. Daher verlangt es hier ein feineres und geduldig aufgeschlossenes Eingehen, um in der Art, wie diese Themen Gestalt gefunden haben, den ähnlichen Willen zu straffer Klarheit und gleichzeitig die kühne, reich bewegte Geistigkeit dieses Zeitalters auch hier wiederzufinden.

Das Kulmerland mit den großen Städten Thorn, Graudenz, Kulm und Kulmsee, die so gewaltsam vom Reich abgetrennt wurden, ist als die zuerst vom Orden unterworfene Zone am reichsten an Kunstwerken der frühesten Epoche[1]). Seine ältesten erhaltenen Malwerke stehen in enger Verbindung mit der Baukunst. Die Kirchen und Burgen wurden im Inneren gewöhnlich farbig und reich ausgemalt. Meist sind die Gemälde im Laufe der Zeit zugrunde gegangen oder nur noch in einem schlechten Erhaltungszustand auf uns gekommen. Einen schönen Begriff von dieser dekorativen Kunst können die unmittelbar vor 1360 ausgemalten Gewölbe des Domes in Kulmsee geben. Die Unterteilung der Fläche folgt den Formen der Architektur, indem gemalte Ornamentstreifen mit Ranken und Rosen auf hellem Grund die Gliederung des Gewölbes durch die tragenden Rippen wirkungsvoll unterstreichen. Die Zwischenfelder der Gewölbekappen wechseln in roter und blauer Farbe einander ab und tragen eine Bemalung von ähnlichen Ranken und außerdem einzelnen Figuren von Aposteln und Propheten.

Wie die menschliche Figur damals gemalt wurde, zeigen die weniger stark erneuerten Wandbilder in dem Kirchenraum auf der Marienburg am schönsten. Eine Friesinschrift nennt dort das Datum 1344 für die Fertigstellung der Kirche. Um diese Zeit müssen auch ihre Gemälde entstanden sein. Oberhalb der hölzernen Wandvertäfelung ist ein Fries von spitzbogigen Blenden mit zierlichen Säulchen und Blattkapitälen ge-

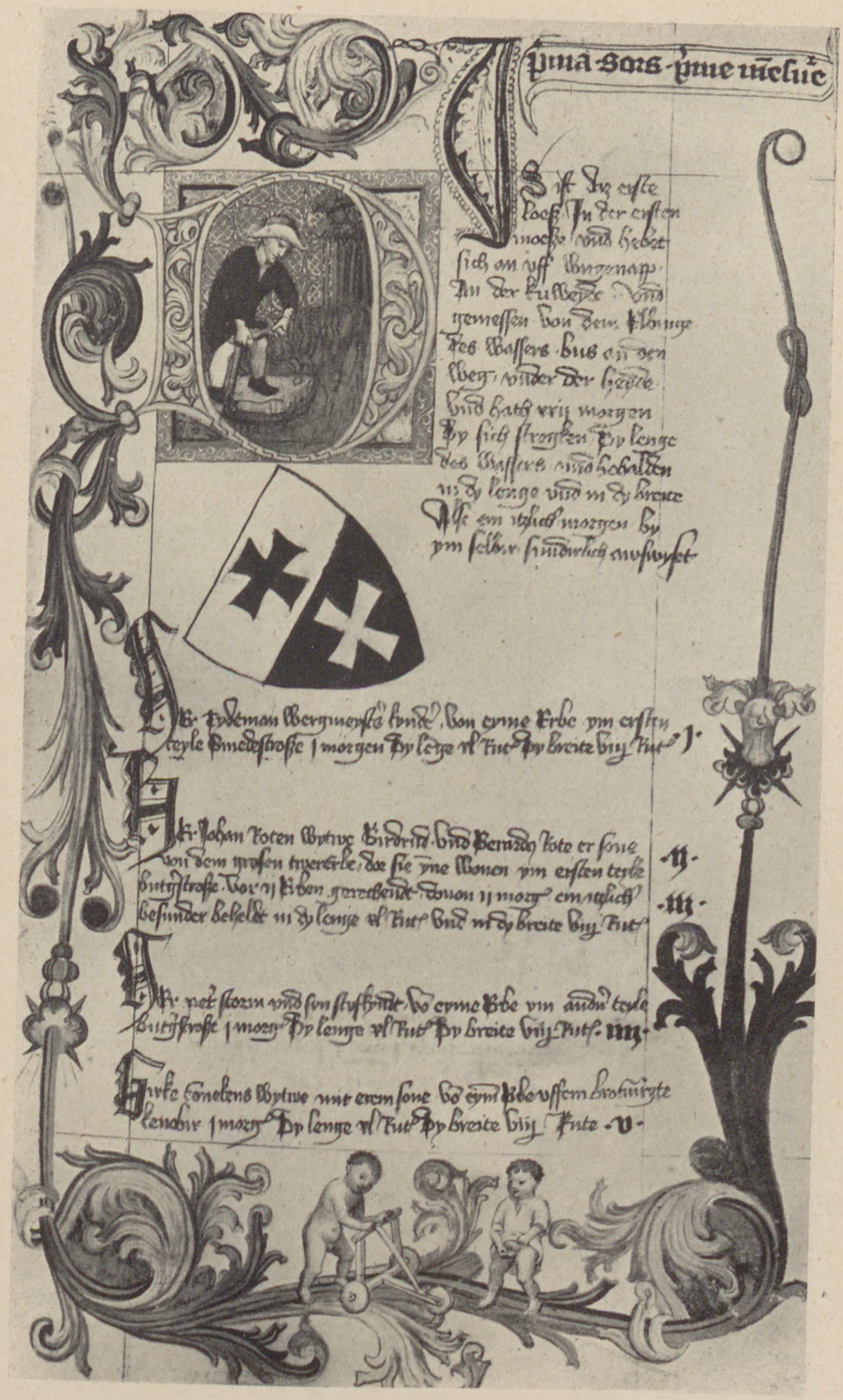
[1]) Nähere Angaben über dieses Gebiet bei G. Brutzer, Mittelalterliche Malerei in Preußen, Teil I, Danzig 1936.

mauert. Die Bogenfelder enthalten im vorderen Teile abwechselnd gemalte Gestalten von Propheten und Aposteln.

Diese Figuren heben sich mit ihrem bestimmten Umriß ebenso klar von dem teppichhaft gemusterten Grunde ab, wie in Kulmsee. Jede von ihnen ist in anderer Weise höchst phantasievoll geschildert. Je ein Apostel mit einem Buch in den Händen und ein Prophet mit Schriftrolle wenden sich einander zu, gleich als wären sie in einem Streitgespräch begriffen. Ihre Gebärden sind dabei sehr ausdrucksvoll. Die ganze Gestalt so eines Propheten wird eine Art mimisches Zeichen. Der Mann wendet sich oft zu seinem Partner zurück, das Schriftband unterstreicht seine Körperwendung, und die Arme folgen dem Schwung des Bandes. Als feingeschwungene dünne Wellenlinie läuft der Saum des Mantels herab, sich immer wieder weich und elegant an die geraden Falten anschmiegend. So kommt ein sehr geistreiches durchsichtiges Linienspiel zustande, demgegenüber die runde plastische Ausbildung der Figur nur ganz leicht angedeutet ist. Die Schönheit der eleganten schmiegsamen Formen steht ganz im Vordergrunde des Interesses, über sie läßt sich unendlich viel mehr sagen als über das, was rein dinglich hier dargestellt ist. Die Apostel tragen im Gegensatz zu den erregten und schwungvollen Prophetengestalten eine mehr feierliche und würdevolle Haltung zur Schau. Sie stehen meist steil und ruhig aufgerichtet da und halten dem Gegner das geöffnete Buch entgegen.

Es gibt auch mehrfigurige Darstellungen in derselben Kirche, die anscheinend schon aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts stammen. Die schönen, wenig beachteten Gemälde sitzen an einer kleinen Empore im Westen des Raumes und füllen die Zwickel oberhalb der Tragebögen. Besonders interessant ist eine Darstellung des Höllenrachens, in den die Menschen von Teufeln hineingezerrt werden. Sehr geschickt ist das Feld gefüllt, indem die Gestalten auf dem Bogen abwärts in den weitgeöffneten feuerspeienden Schlund zu rutschen scheinen. Mit großer Kunst sind die Figuren zu einem friesartigen Band verbunden. Die hellen Menschenleiber vorn werden möglichst ohne Überschneidungen im Umriß nebeneinander gefügt. Zwischen ihnen lugt meist eine scheußliche Grimasse mit tierischem Ausdruck hervor. Besonders grauenhaft wirkt eine riesige teuflische Megäre, die mit ihrem Fuß ein hageres abgelebtes Männchen vor sich in den Rachen befördert, oder eine Frau, die sich im Hintergrunde voll Grausen die Hände vors Gesicht hält. Auch die verschiedenen Stände werden angedeutet, ein König und ein wucherischer Jude, der durch seinen spitzen Hut kenntlich ist und den Geldsack in der Hand schwingt. Der Reichtum der Phantasie liegt auch hier nicht nur im Gegenständlichen, sondern ebenfalls wieder in der Art, wie alle diese Wesen als ein dichtes Geflecht kunstvoll miteinander verbunden sind. Aus diesem hochentwickelten Sinn für das phantasievoll bewegte Ornament spricht ein spezifisch nordisches Formgefühl — man denke nur an die Schmuckformen der Wikinger —, das sich immer wieder in neuer Abwandlung in der deutschen Kunst durchsetzt und hier in der frühesten Epoche der Ordenskunst besonders deutlich hervortritt.

Aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts haben sich einzelne Tafelbilder erhalten, auf Holz gemalte Darstellungen, die meist Altarflügel schmücken und biblische Szenen bringen. Das älteste Werk dieser Art sind die Flügel eines Altars aus der Marienkirche in Thorn. Der Altar hat offenbar aus zwei getrennten Teilen bestanden. Der ältere Teil zeigt hauptsächlich Darstellungen aus der Kindheitsgeschichte Jesu und ist etwa um 1360 gemalt worden. Er unterscheidet sich sehr wesentlich von der Art der Wandbilder in Kulmsee und Marienburg, wie überhaupt bald nach der Mitte des 14. Jahrhunderts eine tiefgehende Wandlung sich in der gesamten deutschen Kunst geltend macht. Es ist nichts mehr von der feinen linienhaft schwingenden Zeichnung und den hellen durchsichtigen Farben zu finden, die die Apostel in Marienburg so schön zeigten. Die leider stark beschädigten Tafeln sind viel dunkler in den Farben, die Menschen sind schwerer und massiger dargestellt und heben sich nicht mehr so einfach und klar von dem Hintergrund ab. Sie werden jetzt oft in wunderliche Architekturgebilde



Seite aus dem Elbinger Wiesenbuch von 1421

hineingestellt, zerbrechlich feine Baldachine mit dünnen Säulchen und mannigfachen Gewölben und Kuppeln erheben sich über den Gestalten. Es wird schon deutlich versucht, die Menschen leibhaftig in eine Umgebung hineinzustellen.

Während die Malerei vorher in ihrer Formgebung stärker nach dem Westen Deutschlands orientiert war, hat sich nunmehr der Einfluß eines neuen Kunstgebietes durchgesetzt. Diese Tatsache erklärt manche Abweichungen in der Form der Kunstwerke gegenüber der Vergangenheit. Denn es macht sich nach der Mitte des 14. Jahrhunderts der überraschende Aufschwung Böhmens in unserem Lande besonders bemerkbar. Die Kulturtat Kaiser Karls IV., der gegen Mitte des 14. Jahrhunderts einen ganzen Stab von Künstlern nach Böhmen zog, um Prag zu einer neuen wichtigen Zentrale im geistigen Leben des deutschen Reiches zu machen, hat auch nach Preußen hinübergewirkt. Maler und Kunstwerke müssen fortan in reicherer Zahl von dort zu uns gelangt sein, denn auch der deutsche Orden knüpfte nun rege Beziehungen zu Böhmen an. Es braucht dabei wohl heute kaum gesagt zu werden, daß diese böhmische Kunst damals rein deutsch war. Die Malerbücher der Prager Zeche geben uns darüber auch eindeutig Aufschluß. Die gemalten Architekturen und die Zeichnung der Menschen, die schon eine engere Vertrautheit mit der italienischen Malerei voraussetzt, erscheinen durchaus den Bildern Böhmens aus der Jahrhundertmitte verwandt.

Von diesen ältesten Bildern des Marienaltares in Thorn unterscheiden sich die später um 1390 hinzugekommenen Flügel mit Passionsdarstellungen sehr wesentlich. Die Gemälde sind von zwei verschiedenen Malern geschaffen worden. Der eine von ihnen scheint aus Erfurt zu stammen. Er zeigt eine scharfe und spitzige Formensprache, die auch Werke dieser Zeit in Erfurt aufweisen. Seine Gestalten sind wieder schlanker, nicht so prall und rundlich gebildet wie zuvor. Sie tragen an den Beinen die modischen langen Strumpfhosen mit spitz auslaufenden Füßlingen. Wie kleine Dorne stechen die dünnen zusammengedrehten Bärte und Haare auf dem Haupt hervor, und krallenartig sind die Hände gebildet. Man erkennt, daß die Freude an Bizarrem in der Schilderung bösartiger Menschen in vertrackter Körperhaltung und eckigen Bewegungen gesucht wird, wobei jedoch die Klarheit und zuchtvolle Strenge der Komposition immer gewahrt bleibt.

Der andere, gleichzeitig mit diesem an dem Marienaltar tätige Maler, zeigt einen ganz anderen Charakter. Er steht deutlich mit einer gewissen Richtung der böhmischen Malerei des ausgehenden Jahrhunderts in Verbindung. Die Zeichnung ist weniger bestimmt und bevorzugt weiche, rundliche Formen. Dafür liegt die Stärke der Bilder vornehmlich auf dem Gebiet der Farbe, die eine besondere Leuchtkraft besitzt. Brennendes Rot und fein lasiertes Moosgrün stehen juwelenhaft prunkend vor dem Goldgrund der Bilder. Doch verbindet diesen mit dem letztgenannten Maler ein seltsamer Zug ins abenteuerlich-phantastische. Unbestimmt nach Proportion und Größe scheinen hier die Menschen über dem schwank dahinwogenden Erdboden zu schweben.

Der Maler eines kleinen Schreines im Dom zu Marienwerder, der ebenfalls gegen Ende des Jahrhunderts von dem Bischof Johann von Pomesanien gestiftet wurde, läßt sich weniger leicht mit der Kunst einer bestimmten anderen Gegend des Reiches in Verbindung bringen. Manches erinnert bei ihm noch an die merkwürdig schimmernde und lebhafte Farbigkeit des letzten böhmisch anmutenden Malers in Thorn. Doch im allgemeinen ist die Form klarer und fester. Seine Kunst scheint in stärkerem Maße bodenständigen Charakter zu tragen. Besonders schön ist auf den Flügeln des Schreines das Bild einer Madonna, der ein kleiner Engel auf der Harfe vorspielt, eine anmutige und frische Schilderung mit schlichtem und innigem Ausdruck. Mit naivem, volkstümlichem Sinn verbindet sich hier ein leiser Zug der höfischen Eleganz. Obgleich die ganze Tafel nicht einmal 40 Zentimer breit ist, besitzen die Bilder doch eine gewisse Wucht und Festigkeit in der Geschlossenheit ihrer Komposition. Fast in wappenartiger Klarheit sind auf einer anderen Darstellung der Krönung Marias durch Christus die beiden Gestalten in ausgewogener

Marienburg

Graudenzer Altar, Geißelung Christi

Entsprechung einander gegenübergestellt. Zwei andere, vermutlich westpreußische Arbeiten dieser Zeit lassen sich noch den vorigen anschließen, der Flügel eines Elisabethaltares aus der Marienkirche zu Danzig, heute im Danziger Stadtmuseum, und eine Tafel im Bischofspalais zu Frauenburg, die durchaus verwandte Züge tragen.

Zweifellos das großartigste und schönste Werk der Tafelmalerei aus dieser Epoche gegen Ende des 14. Jahrhunderts ist der Graudenzer Altar in der Lorenzkapelle der Marienburg. Was bei den letzten drei Meistern in Thorn und Marienwerder zum Teil noch derb und unausgeglichen wirkte, hat hier seine letzte Klarheit gefunden. Jedes Bild ist in seiner Form höchst bestimmt und geschliffen. Im Gegensatz zu den vorigen Gemälden sind die Tafeln des Graudenzer Altars von ganz beträchtlichen Ausmaßen. Der geöffnete Altar ist über 4 Meter breit und 2,5 Meter hoch. Er ist damit überhaupt das umfangreichste gemalte Altarwerk, das aus dieser Zeit erhalten ist. Ursprünglich hat das Werk in der Kapelle der Ordensburg von Graudenz gestanden, wie sich noch nachweisen läßt. Jedoch ist es offenbar nicht in Westpreußen gemalt worden. Durch Vergleiche mit den gleichzeitig entstandenen Malwerken Böhmens ergibt sich mit größter Wahrscheinlichkeit, daß es in einer Werkstatt Prags im Auftrage des deutschen Ordens um 1350 geschaffen worden ist.

Das Werk umfaßt im ganzen achtzehn Gemälde, die nacheinander beim Öffnen der zwei beweglichen Flügelpaare sichtbar werden. Die Außenseite bei geschlossenem Zustand ist verhältnismäßig schlicht gehalten. Hier stehen auf einem braunen einfach gemusterten Grund vier Gemälde, die sich auf das Jüngste Gericht beziehen. Besonders eigenartig ist die Schilderung eines grauen Gräberfeldes, aus dessen Grabkammern die Menschen in weißes Leinen gehüllt, teilweise noch als Skelette, emporsteigen, um auf der einen Seite von Teufeln fortgeschleppt zu werden. Die öde Fläche des Bodens und einzelne charakteristische Köpfe erinnern an die florentinische Malerei der Mitte des 14. Jahrhunderts. Wahrscheinlich hat der Maler wieder in irgendeiner Beziehung zu Italien gestanden.

Wenn man die äußeren Flügel des Altares öffnet, zeigen sich acht Darstellungen aus der Passion Christi auf glattem Goldgrund. Beginnend mit dem Gebet auf dem Ölberg, wird in zwei Bilderreihen der Leidensweg bis zur Auferstehung in festbegrenzten Einzelszenen geschildert. Die vornehme zurückhaltende Art, in der die verschiedenen Begebnisse wiedergegeben werden, läßt eine hochkultivierte und bis ins letzte beherrschte Formensprache erkennen, die jedes Bild zu einer ornamenthaft fein durchgestalteten symmetrischen Gruppe werden läßt. Mit größter Klarheit sind darin die schlanken Gestalten in reinen, emailleartigen Farben gezeichnet, besonders schön der feine, nordische Typus Christi, jedoch auch die Schergen werden kaum bis ins Karikaturhaft-Häßliche verzerrt. Merkwürdig klein und absichtlich vernachlässigt erscheint neben den Menschen die übrige Natur. Der steinige Erdboden wird manchmal noch durch winzige Bäumchen und Blumen gefüllt. Das Stadttor bei der Kreuztragung ist so klein und phantastisch gebildet, daß es lediglich als andeutende Kulisse wirkt. Man erkennt deutlich, daß der Künstler die Welt lediglich vom Menschen aus sehen wollte. Gegenüber dem gemessenen Adel der Menschengestalt erschien ihm alles übrige unwesentlich.

Eine ähnliche Reinheit und Ausgeglichenheit besitzen auch die Kompositionen im Inneren des Altares, die man nach dem Öffnen des zweiten Flügelpaares erblickt. Nun stellt sich als letzte Steigerung der am reichsten und prunkvollsten ausgestattete Teil des Werkes dar. Es wird hier im Innern hauptsächlich das Leben Marias geschildert. Offenbar war dabei ein anderer Maler am Werke. Seine Gestalten sind nicht weniger schön, obwohl andersartige Typen gewählt sind. Beispielhaft für die absolut regelmäßige symmetrische Anordnung der Figuren im Bilde ist die Verkündigungsszene mit den an der Bildmitte einander gegenübergesetzten Gestalten von Maria und dem Engel. Die Gewandfalten am Boden ebenso wie die Köpfe und Hände sind gegeneinander gerichtet, und der große

Zwischenraum in der Mitte wird durch die geometrische Form des kleinen Pults gefüllt.

Den größten Reichtum an Figuren und Ornament entfalten schließlich die beiden breiten Mitteltafeln, die den Tod und die Krönung Marias versinnlichen. Hier kann sich der Maler an Goldbrokatmustern, Kronen und feinen Geräten nicht genug tun. Auch der Goldgrund selbst ist durch feine Ranken und Strahlenbüschel zierlich gemustert. Beide Begebenheiten werden zu einem wahrhaften Schaugepräge. Die Menschen mit ihren überaus schlanken Gliedern, fast zerbrechlich dünn und überfeinert, erscheinen nahezu erdrückt von der Last der Prunkgewänder. Ihr sprödes, zierliches Wesen scheint ganz zu dem eleganten, höfischen Stil der reichen Kaiserstadt zu passen. Die hier veranschaulichte kultivierte Atmosphäre ist selbstverständlich in der frischeren und derberen Luft unserer preußischen Hansestädte nicht zu denken; ebensowenig daher die imponierende straffe Geschlossenheit und vornehme Erscheinung. An ihre Stelle tritt hier die lebhaftere, oft phantastisch ausschweifende Erzählerfreude voll unbekümmerter Frische, wie etwa auf dem Thorner Marienaltar.

Es gibt neben den Tafelgemälden in Preußen ebenfalls eine Reihe sehr schöner Wandbilder aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. An mehreren Stellen, unter anderem in Thorn, Kulm und Kulmsee sind solche Gemälde leider meist nur bruchstückweise erhalten. Oft sind es gemalte Friese mit kleinfigurigen Erzählungen, dann wieder teppichhaft ausgebreitete größere Bilder, zuweilen aber auch hohe Einzelgestalten von Heiligen. Am hervorragendsten sind die elf hohen Gestalten von Heiligen, die um 1390 an die Pfeiler der Marienkirche in Thorn gemalt worden sind. Die schlanken Figuren werden von hoch aufsteigenden Baldachinen umgeben. Im Gegensatz zu den früheren Wandbildern ist der Körper der Menschen mehr wie ein säulenhaftes, längliches Gebilde von plastischer Rundung aufgefaßt. Das elegante durchsichtige Faltenspiel ist ganz zurückgetreten, denn auch in der Wandmalerei bemüht man sich nun, den Menschen als ein dreidimensionales leibliches Wesen darzustellen.

Auch das Ornament spielt um 1400 nicht mehr dieselbe Rolle wie zuvor bei der Ausmalung von Innenräumen. Das dünne abstrakte Rankenspiel und die regelmäßigen kleinen Rosetten der früheren Zeit werden durch vollsaftige prunkvolle Akanthusranken ersetzt. Wie eine grüne Laube erscheinen die solchergestalt um 1400 schwungvoll ausgemalten Gewölbe in zwei Räumen des Hochmeisterpalastes auf der Marienburg.

Die neue Freude an der Darstellung naturnäherer Gebilde bleibt aber keineswegs auf das Ornament allein beschränkt. Vor allem wird auch der Mensch in zunehmendem Maße als ein natürliches Wesen erkannt. Die menschliche Figur verliert nun seit Beginn des 15. Jahrhunderts fast vollständig ihren abstrakten Charakter auf den Gemälden und wird von den Malern mit offenen, wirklichkeitsfrohen Augen angeschaut. Das um 1430 gemalte große Wandbild im Kreuzgang des alten Zisterzienserklosters Pelplin zeigt in wirklich einzigartiger Feinheit das neue Vermögen jener Zeit, liebevoll und still beobachtend das vielgestaltige Wesen der Menschen wiederzugeben[2]). Nun sind es aber nicht mehr die noch immer schemenhaften eleganten höfischen Gestalten böhmischer Art, sondern untersetztere Menschen eines bürgerlichen Schlages. Im oberen Teil des Gemäldes ist die Kreuzigung Christi mit den Seitenfiguren von Maria und Johannes, zwei Propheten und zwei Geistlichen des Klosters dargestellt, darunter erscheint als ein langgestreckter Friesstreifen die Fußwaschung der Jünger durch Christus.

Trotz der realistischen Einstellung bewahrt sich der Maler durchaus noch das Vermögen, seine Figuren in ornamenthaft klarer Weise auf der Fläche zu verteilen. Die Art, wie sich etwa die Schriftbänder von ihren Händen ausschwingen, ist keineswegs willkürlich. Sie verbinden die Gestalten zu einer sehr durchdachten und kunstvollen Gruppe. Der Fries der Fußwaschung mit den Aposteln, von denen jeder einen anderen Ausdruck trägt und lebhaften Anteil an dem Geschehen nimmt,

[2]) Ausführlich behandelt von W. Drost, Das Kreuzigungsfresko in Pelplin, Pantheon 1935, S. 133 ff.

zeigt die ganze Meisterschaft des Malers in der Menschendarstellung. Alle sind auf irgendeine Weise mit der Mitte in Verbindung gebracht, in der Christus vor der erregten und zweifelnden Gestalt des Petrus kniet. Zu losen Gruppen zusammengefaßt sitzen sie auf der gleichmäßig durchlaufenden Bank des Gestühles nebeneinander, still verwundert, erschreckt oder sich leise beratend. Ein schönes Paar auf der linken Hälfte, das sich einander zuwendet. bilden die Apostel Bartholomäus und Philippus, der eine eifrig und überzeugen wollend, der andere ganz ruhig und behutsam hinhorchend. Wie ein Ausgestoßener in der Reihe wendet sich der verräterische Judas mit dem Geldsack ganz außen ärgerlich und hämisch ab. Ungeheuer reich und fein sind alle diese Nuancen des Ausdrucks. Jede Geste ist glaubhaft, weil sie unmittelbar zu dem dargestellten Charakter des einzelnen gehört. Doch stehen diese Charaktere nicht vereinzelt da, sondern haben die hohe Fähigkeit, aufeinander auch einzugehen. Ebenso wie in der Form rein äußerlich die Verbindung nicht abreißt, so bleibt auch ein innerlicher Konnex zwischen diesen Personen gewahrt. Man kann nicht daran zweifeln, daß der Künstler nicht allein ein scharfer Beobachter gewesen ist, sondern auch ein Mensch mit einem aufgeschlossenen, fein verstehenden Herzen. Eine wundervoll tiefe Menschlichkeit tritt uns hier entgegen, wie sie sich überhaupt nur ganz selten in der Kunst hat äußern können.

Fast gleichzeitig mit dem schönen Pelpliner Bild ist ein zweites bedeutendes Wandgemälde in der Turmkapelle der Danziger Marienkirche entstanden, das die Kreuztragung Christi darstellt. Der Meister hat seine Figuren in eine weite Landschaft mit dem Ausblick auf eine Stadt und die See in der Ferne hineingesetzt. Das umfangreiche Gemälde wird mit unvergleichlicher Kühnheit zu einer geschlossenen, lebenerfüllten Komposition zusammengefaßt, die in ganz anderer Weise als das Bild des Pelpliners von dem neuen weltzugewandten Geist der Zeit spricht, dennoch aber in allen Teilen von einer großartigen und vornehmen Gesinnung zeugt. In diesen Jahren (um 1425) entstehen die schönsten und freiesten Schöpfungen unserer mittelalterlichen Kunst des Ostens. Gerade in Westpreußen entwickeln die großen Städte zu diesem Zeitpunkt jede ihr eigenes Gesicht im künstlerischen Schaffen. Ein besonders beredtes und eindrucksvolles Werk in Danzig stellt die damals entstandene „schöne Madonna“ in der Reinholdskapelle der Marienkirche dar. Dieses köstliche Werk der Plastik zeigt in dem gleichen Maße wie die Malerei eine freiere und fröhlichere Aufgeschlossenheit. Auch im Ausdruck legt sich jetzt an Stelle der kühlen Feierlichkeit der früheren Zeit ein feines frohes Lächeln über die Gesichter. Dasselbe freundliche breite Antlitz mit kindlich naiven Zügen voll Frische und Natürlichkeit tritt ähnlich auf vielen gemalten Altarbildern der Danziger Kirchen entgegen, die besonders zahlreich aus dieser Zeit erhalten sind. Sie unterscheiden sich sehr wesentlich von dem Typus der „schönen Madonna“ in der Johanniskirche zu Thorn, die schlanker, kühler und vornehmer aufgefaßt ist.

Es ist sicherlich kein Zufall, wenn ein kleines gemaltes Brustbild einer Madonna in der Jakobskirche in Thorn in seiner kühlen und eleganten Art wiederum vollkommen mit dem Charakter der plastischen Madonna Thorns übereinstimmt. Das Bild ist ein wahres Kabinettstück, außerordentlich sorgfältig bis in alle Einzelheiten durchgeführt. Mit überaus feinen zierlichen Händen umgreift die Madonna das anmutige Kind.

Eher der Art der Danziger verwandt erscheint das schöne Totenschild im Dom zu Frauenburg, das zur Erinnerung des 1426 verstorbenen Domherrn Boreschow gemalt worden ist. Die Stimmung ist wieder ganz naiv und frisch. Auch die Gesichter sind rundlich und von einem kindlich frohen Ausdruck erfüllt. Eine poetisch kleine Erzählung hat der Maler auf das feierliche Totenschild gesetzt. Die Madonna sitzt mit ihrem Kindchen in einem kleinen Garten, der von einer bewachsenen Mauer umgeben ist. Über ihr erhebt sich ein weinberanktes Laubendach. Der Domherr kniet sehr feierlich vor ihr und wird von der heiligen Magdalena empfohlen. Ein kleiner Engel

beugt sich hinten über die Mauer und bietet aus seinem Korb dem Kinde eine Weintraube an. Sehr schön ist diese Komposition in das Rund der Tafel eingefügt, deren Rand die Inschrift mit dem Namen und Todesdatum des Geistlichen trägt. Die Figuren selbst bilden inmitten der Tafel einen feinen Reigen. Freundlich neigen sie sich einander zu, und man glaubt einen leisen Humor zuweilen in den Gesichtern zu verspüren, zumal bei dem pausbackigen Kinde, das den Finger etwas ernsthaft gegen den Domherrn hebt. Der Geistliche selbst zeigt aber einen sehr charakteristischen Kopf, ein nicht sehr edles, etwas mißmutiges Gesicht, bei dem man sicher annehmen kann, daß sich der Maler nach der Natur gerichtet hat und den Mann lebenswahr porträtierte. Mit großer Feinheit ist das Gemälde ausgeführt. Bezeichnenderweise stehen die Farben des Bildes nicht mehr so hell und kraß nebeneinander, wie etwa auf dem Graudenzer Altar, sondern stimmen ebenfalls entspannter und versöhnlicher zusammen.

Augenscheinlich begegnen wir demselben Maler noch einmal in den sehr reizvollen Miniaturen eines Elbinger Wiesenbuches. Demnach ist wohl anzunehmen, daß der Maler in Elbing gelebt hat. Wie gemütvoll und feinsinnig diese Zeit gelegentlich sein konnte, erkennt man daraus, daß jenes Wiesenbuch, nichts weiter als ein Verzeichnis über den Grundbesitz der Elbinger Bürger, so anmutig ausgestattet wurde. Im Jahre 1421 ist es von dem Maler mit drei kleinen Prunkseiten geschmückt worden, die zierliche Initialen und schön bewegtes Rankenwerk tragen. In jeden dieser großen Anfangsbuchstaben ist eine kleine Darstellung aus der Bereitung des Heus hineingemalt worden. Am Waldrand mäht der Bauer seine Wiese, im folgenden Bild wird das Heu von einem Mädchen zusammengeharkt, wobei ein kleiner Hase zu ihren Füßen spielt, schließlich wird das Heu dann geschichtet und von dem Bauer festgestampft. Am prächtigsten ist die erste Seite ausgestattet, auf deren unterer Abschlußranke zwei Knaben mit einem anscheinend kleinen Feldmeßinstrument ihr Wesen treiben. Die Kinder haben noch eine deutlich spürbare Ähnlichkeit mit dem Christusknaben auf dem Totenschild, und man kann auch sonst diese humorvolle kleine Szene durchaus als geistesverwandt mit der Tafel erkennen.

Die Tafelbilder in Danzig aus dieser Zeit sollen nur ganz kurz an dieser Stelle gestreift werden[3]). Eine so liebenswürdige, fröhliche Leichtigkeit wie gerade dieser eine Elbinger Meister erreichen sie nicht. Aber doch steht hinter ihnen auch eine ganz ursprüngliche und lebhafte Erzählergabe, wie sie z. B. der Maler eines Nikolausaltars der Brauer in der Marienkirche zeigt. Da sind nun die verschiedensten Szenen aus der sehr reichhaltigen Legende des Nikolaus dargestellt. Der Heilige tritt meist etwas steif hölzern befehlend fast immer in ähnlicher feierlicher Haltung an der einen Seite der Bilder auf. Einmal befiehlt er einem Bauern, einen der Göttin Diana geheiligten Baum zu fällen. Während der Mann sich eifrig an die Arbeit macht, blickt der böse Geist des Baumes, ein vexierbildartig im Blattwerk verborgenes Drachenwesen, etwas ratlos am Stamm herab. Bei einer anderen Gelegenheit fährt Nikolaus auf dem Meere mit dem Teufel zusammen, der sein Schiff durch zauberhaftes Öl in Brand setzen wollte. Durch rechtzeitiges Eingreifen des Heiligen brennt das Öl auf den Wellen auf.

Neben diesen primitiv anmutenden Schilderungen aus der Legende zeigt sich aber die ganze Höhe mittelalterlicher Malerei in der ernsten Trinitätstafel der Georgenbrüderschaft in St. Marien zu Danzig. Vor einem Brokatteppich, der von vier Engeln gehalten wird, steht die Gruppe der Dreieinigkeit. Gottvater in seinem weiten dunkelblauen Mantel ist beherrschend in die Mitte gesetzt. Von ihm hebt sich ganz klar und rein der helle Leichnam des Sohnes ab, den er vor sich in den Händen hält. Die Taube des heiligen Geistes hat sich auf dem Ohr des Toten niedergelassen. Die feierliche Mittelgruppe wird lebendig und anmutig durch den Reigen der vier Engel umgeben, die mit

[3]) Eine ausführliche Würdigung haben die Danziger Bilder bei W. Drost, Danziger Malerei, Berlin 1938, gefunden.

den Säumen zusammen die Mitte umfassen. Bei aller Würde und Feierlichkeit schwingt wieder ein heller Ton von warmer Menschlichkeit mit.

Mit dieser Dreifaltigkeitstafel ist zugleich ein Gipfel- und Endpunkt der mittelalterlichen Malerei des Landes kurz vor der Mitte des 15. Jahrhunderts erreicht. Auf den verschiedensten Gebieten bedeutet diese Jahrhundertmitte einen Wendepunkt. Rein politisch ist die Loslösung der westpreußischen Städte vom deutschen Orden im Jahre 1454 ein wichtiger Einschnitt. Aber auch in der Kunst sieht man überall in Deutschland, wie eine lange Tradition ziemlich jäh unterbrochen wird. Die Bilder der Folgezeit tragen unter dem starken Eindruck der niederländischen Malerei schon einen ganz wesentlich anderen Charakter zur Schau.

Das hier betrachtete Jahrhundert mittelalterlicher Malerei läßt deutlich drei verschiedene Epochen im Kulturschaffen des Landes erkennen.

Die Frühzeit des 14. Jahrhunderts, während der die großen Wandgemälde in Kulmsee und Marienburg entstanden, besaß eine sehr geistvolle und zugleich strenge und abstrakt zurückhaltende Linienzeichnung, dazu helle, durchsichtige Farben. In ihrer feinen, zuchtvollen Geistigkeit und inneren Klarheit paßt sie am besten zu der ritterlichen Führerschicht des deutschen Ordens, der damals in erster Linie maßgebend war.

Gegen Ende des 14. Jahrhunderts werden die Dinge konkreter und oft schon formlos und leidenschaftlich ausschweifend dargestellt. Die Farbe gewinnt an Leuchtkraft, und ein ausgesprochenes Prunkbedürfnis tritt in der reichen Verwendung von Gold hervor. Die auf unserem Boden entstandenen Malwerke verbinden einen naiven und volksnahen Charakter mit der weltmännischen eleganten Hofsprache, die sich in voller Reinheit in dem Graudenzer Altar verkörpert.

Zu Beginn des 15. Jahrhunderts aber entfalten die preußischen Städte unseres Landes ein eigenes reiches und wirklichkeitsfrohes Leben in ihrer Kunst. Wenn die höfische Epoche vorher die Dinge schon körperhaft und konkret darzustellen gelernt hatte, so erhielten sie ihre volle Individualität doch erst jetzt zu Beginn des 15. Jahrhunderts. In den Künstlern erwachte eine neue Liebe zur Natur mit ihren Pflanzen und Tieren. Gleichzeitig konnten sie nun auch den Menschen selbst als ein natürliches Wesen hinstellen, und ihn mit einem tiefen, wahrhaft menschlichen Verstehen schildern. Die frei um sich blickende Persönlichkeit wird uns in dieser Zeit auch leichter faßbar, der stille, schauende Meister des Pelpliner Wandbildes, der humorvolle, heitre Elbinger oder der großartig gesammelte wuchtige Meister der Danziger Dreifaltigkeit werden für uns in einem ganz anderen Maße zu Persönlichkeiten als etwa diejenigen des Graudenzer Altares.

Ganz grob vereinfachend lassen sich die drei Epochen unserer mittelalterlichen Kunst in Preußen somit als die ritterliche, die höfische und die bürgerliche bezeichnen, je nachdem, welche Schicht jeweils entscheidend für ihren Charakter wurde. Unmittelbar nach der Eroberung steht der Typus des asketischen Ordensritters im Vordergrund, eine Generation später hat sich der Abglanz der reichen weltlichen Hofhaltungen über dieses ritterliche Herrenleben gebreitet, und abermals rund dreißig Jahre darauf sind die unter der Obhut des Ordens zu Wohlstand und eigener Kultur herangereiften Städte des Landes mündig geworden und bestimmen ausschließlich das Gesicht der Kunst im Lande. Dieser Entwicklungsgang, der innerhalb eines viel größeren Zeitraumes ebenfalls im Altreich zu erkennen ist, vollzieht sich hier nach einem eigenen inneren Gesetz mit außerordentlicher Schnelligkeit.

Jede Zeit steht auf den Schultern der vorigen und muß ihrer neugewonnenen Größe zuliebe eine andere notwendig aufopfern. Dieses uralte Gesetz wird auch in den Bildern offenbar. Alle Gemälde zeugen jedes in seiner Art von der lebendigen und reichen Kunst des Landes, die allein der deutschen Ostkolonisation zu verdanken ist, dieser in Europa einzigartigen Kulturtat des deutschen Volkes im Mittelalter. Was von deutschen Menschen einst auf diesem Boden geschaffen worden ist, geht uns auch heute noch innerlich an, nicht nur als eine bloße historische Tatsache, vielmehr als lebendige Verpflichtung für die Gegenwart.

Danziger Fischer

De Fischer hewt et god:
Im Sommer eet he Käsebrot,
Im Winter liedt he grote Not,
De Fischer hewt et god!

Spruch im Danziger Volksmund

Franz Lüdtke

Deutsche Dichtung um Weichsel und Warthe

Der Versuch, die deutsche Dichtung um Weichsel und Warthe in einer Einheit zu betrachten, ist nur berechtigt, wenn wir die Landschaft dieser Ströme des Ostens als schicksalhaft-einheitlich sehen, und wenn wir in ihrem Menschentum jene seelische Geschlossenheit entdecken, wie sie durch das Erleben eines jahrhundertealten oder gegenwärtigen Schicksals erzeugt wird.

Ist also, fragen wir, das Warthe- und Weichselland eine „Landschaft", d. h. ein Raum von geschichtlicher, politischer und geistiger Geschlossenheit? — Wenn ja, dann muß sich aus ihm eine Dichtung entfaltet haben und weiterhin entfalten, in deren Zügen wir die Gemeinsamkeiten der Not wie der Kraft, des Ertragens wie der Aufgaben, des Leides wie der leidüberwindenden Gläubigkeit wiederfinden — Gemeinsamkeiten, wie sie eben nur einer Gemeinschaft eignen, deren Wesen, Wirken und Wert die Zeiten überdauert.

Daß die Gebiete um Weichsel und Warthe rein geographisch eng zusammengehören, weiß jeder, der das Ostland kennt. Die Fluten beider Ströme treiben der Ostsee zu, die der Weichsel unmittelbar, die der Warthe mit denen der Oder vereint. Sie schließen zwar Teilräume auf, doch ohne diesen die scharfen Abgrenzungen zu geben, die Trennung bedeuten. Die Ströme des Ostens zertrennen den Raum nicht in Kleinlandschaften, sondern einen ihn zu einer Großlandschaft. Sie stehen der Weite, der Großräumigkeit des Ostens nicht im Wege, sondern fördern und unterstreichen sie. Was die Natur geschaffen, das hat die Geschichte auch geistig zu gestalten gewußt. Das Land der Ostströme wurde Siedlungs- und Kraftfeld nordischer Völker. Um die Weichsel fanden die Goten, um die Warthe die ihnen blutsverwandten Burgunder Heimat. Das Stromland wurde zur nordisch-germanischen Landschaft; es ist aus unserer völkischen Geschichte nicht hinwegzudenken. Vom Geistigen jener Menschen wissen wir aus dem, was die Erde uns aus den einstigen Stätten der Lebenden und denen der Toten aufbewahrt hat. Die hohe Kunst jener Jahrhunderte, da das Stromland Heimat der Goten und Burgunder war, zeugt von geistiger Aufgeschlossenheit, Kraft und Tiefe. So wird auch die Dichtung jener Menschen des Ostlands gewesen sein: lebensvoll, kühn, schicksalverbunden. Aber alles, was die Dichter der Frühzeit schufen, versank in den Stürmen der großen Wanderungen, die um 300, 400 und 500 nach der Zeitwende das Schicksal Europas bestimmten. In manchem der späteren Lieder, so auch im Nibelungenlied, mag ein Nachhall schwingen noch aus den Tagen, da germanischer Wille im Stromland herrschte, ein Erinnern vielleicht an das Rauschen der Weichsel und der Warthe, auch an die Taten, die heldische Geschlechter schon hier getan. Aber nichts ist erhalten, denn alles verklang, und über Versinken und Verklingen, über weltgestaltendes Kämpfertum und die germanischen Reiche am Mittelmeer ging das Ostschicksal seinen besonderen Gang.

Andere Laute tönten jetzt im Osten, andere Stämme siedelten hier für etliche Zeit, und eine spärliche, zuweilen gar ärmliche Kultur faßte hier Fuß, nachdem der Hauptteil der gotisch-burgundischen Völker abgezogen war. Wo die slawischen Stämme unter germanischen Führern standen und sich germanische Sippen blutmäßig mit den Zuwanderern mischten, entstanden stammhafte Staatsgebilde, darunter solche wendischer, tschechischer und polnischer Zunge. Doch setzte schon im 10. und dann unaufhaltsam seit dem 12. Jahrhundert die Wiedergewin-

nung des Ostlands durch die Deutschen ein, für das nordische Blut, die germanische Art und die deutsche Gesittung. Der Wiedereinzug der Deutschen in die alte Germanenheimat machte aus dem Weichsel-Wartheland eine volkhaft und politisch bestimmte, geschichtliche Landschaft. Sie erwuchs auf dem Grunde der Rückgliederung in den großdeutschen Volksraum und im Zusammenhang mit der Hochkultur der ritterlichen, bäuerlichen und bürgerlichen Kolonisation. Die Tragik dieses gewaltigen Geschehens lag darin, daß kein stark geschlossenes Reich als sein Träger dahinter stand, daß die Dynamik des Vorgangs unausgeglichen blieb, gehemmt und — wie das Mutterland selbst — zersplittert wurde. So trennten sich, obwohl von der gleichen Kraft vorwärtsdrängenden Deutschtums gepackt und kulturell gestaltet, das Weichsel- und das Wartheland politisch, staatlich voneinander: dort erstand der machtvolle Ordensstaat, hier blieb trotz des deutschen Zustroms das Land unter der fremden, nämlich der polnischen Hoheit. Dadurch wurden die Geschicke der beiden Gebiete aufs stärkste beeinflußt; der Großraum deutscher Kolonisation erfuhr eine Aufspaltung und Zweiteilung. Aber wie an der Weichsel, so vollzog sich auch das Leben in den Stadt- und ebenso in zahlreichen Dorfgemeinden des Warthelandes unter rein deutschen Formen, in ungebrochenem deutschen Geist.

Darum klang in der ganzen Landschaft auch die deutsche Dichtung auf. Sie ist zu bedeutenden Leistungen im Ordensstaat gelangt, und die „Reimchroniken" des Ordens erheben sich in ihren Schilderungen oft zu balladischer Höhe. In der „Kronike von Pruzinlant" des Nikolaus von Jeroschin aus der Mitte des 14. Jahrhunderts, also aus der Zeit der Ordensblüte, schildert der Dichter die 1329 erfolgte Eroberung der in polnischer Hand befindlichen Weichselfeste Wischegrot (vermutlich Wissegrod bei Fordon, unweit Bromberg) durch die Ordensritter:

„. . . So sammelte hernach ein Heer
Der Meister wohl mit starker Wehr
Und sandte es zur andern Seit'
Der Weichsel, in der Sommerszeit,
Wider des Königs Aufgebot.
Da lag ein Haus, hieß Wischegrot.
Der Feste Mannschaft hier am Ziel
Bestand aus argen Leuten viel,
Die großes Übel weithin trugen,
Indem sie raubten, fingen, schlugen
Der Ordensbrüder reisige Scharen,
Wenn sie zu Schiffe täten fahren
Hinauf, hinab der Weichsel Flut . . ."

Diesem jahrelang geübten Stromraub soll ein Ende bereitet werden — Wischegrot muß fallen, wenn die Schiffahrt auf der Weichsel gedeihen soll; die Burgmannen aber,

„. . . sie bauten auf des Königs Schutz
Und boten unsern Brüdern Trutz,
Selbst als ihr Haus nun in Gefahr
Vom Ordensheer umschlossen war
Und ihre Burg zuletzt gar hart
Belagert und beschossen ward
Mit Wurf- und Stoßmaschinen.
Drei Tage lang blieb drinnen
Umsonst und eitel all ihr Tun!
Des vierten Tags begannen nun
Die Brüder zu erstürmen
Die Burg samt Wall und Türmen.
Sie klommen grad den Berg hinan,
Wogegen jene, Mann für Mann,
Ihr Wehr und Waffen nützten . . ."

Aber:

„Zuletzt in des Gefechtes Gang
Die Brüder schleudern Brände!
Zwar regen sich viel Hände —
Jedoch das Feuer brennt zu gut.
Rittern und Knechten sinkt der Mut,
Sie werfen ihre Waffen hin,
Nur noch auf Flucht steht aller Sinn.
So kam die Burg zu Falle,
So ward ihr Hochmut alle . . ."

Die Kämpfe des Ordens mit dem damals sehr zerrissenen Polen gingen um das Weichselland. Es war für den Orden unentbehrlich, weil es die Verbindung zu seinen preußischen und baltischen Besitzungen darstellte. Im Ringen um den Weichselstrom bedeutete die Zerstörung der Raubburg Wischegrot, von der man keinen Balken übrig ließ („Die Burg verbrannte bis zum Mist", sagt Nikolaus von Jeroschin), einen deutschen Sieg.

In den Städten des Weichsellandes war die lateinische Poesie der Gelehrten ebenso zu Hause wie im Reich; die Handwerker widmeten sich, genau wie der Nürnberger Schuster Hans Sachs, dem

Meistersang, auf den Gassen erklangen Spott- oder Liebeslieder, die Kinder hatten ihre Reime, und im ganzen Land, in den Dörfern und Höfen, sang das Volk seine uralten Weisen oder auch neue, irgendein Geschehen festhaltende Spielmanns- oder Landsknechtslieder. Im Zeitalter der Reformation ertönten dann die wuchtigen Glaubenslieder wider Rom. Das Land im Osten war ja so deutsch wie die Gaue an der Elbe und Weser, am Rhein und an der Donau, auch wenn durch innere Zwietracht ein Teil des Weichsellandes, Pommerellen, vom Ordensstaat abgesplittert und durch polnischen Vertragsbruch dem Reich des weißen Adlers zugeschlagen war. Auch sonst, also außerhalb der alten Ordenslande, pflegten die Deutschen Polens neben Brauchtum, Recht und Sprache auch die Dichtung. Der Fraustädter Pfarrer Valerius Herberger dichtete um 1600 in bitterster Pestzeit das Trostlied „Valet will ich dir geben"; von seinem Vater heißt es, daß er ein Meistersinger gewesen sei. Ist uns aus jenen Zeiten auch nicht viel einzelnes überkommen, so wissen wir doch um das blühende Geistesleben innerhalb der deutschen Gemeinden in Polen.

Durch das schwere Schicksal, das den Weichselstrom mit seinen stolzen Städten Polen überantwortet hatte, waren die Gebiete um Weichsel und Warthe noch enger zusammengefügt; sie waren zu einer einzigen Landschaft geworden, von Grenzdeutschen bewohnt, die — man braucht nur an das Thorner Blutgericht zu denken! — die Nöte und Gefahren, die Sorgen und die völkische Einsamkeit ihrer Lage auszukosten hatte. Erst das 17. Jahrhundert brachte die Wende. Der dahinsiechende und schließlich an seiner Schwäche zugrunde gehende polnische Staat mußte endlich das Weichsel- und Wartheland zurückgeben — und nun horstete der schwarze Adler über den altgermanischen, durch deutschen Fleiß der Kultur erschlossenen Gebieten. Freilich, welche Verwüstungen hatten hier die Jahrhunderte polnischer Herrschaft und Wirtschaft angerichtet, und welche Folgen hatten sich daraus für das einst so blühende Geistesleben dieser Landschaft ergeben! Es mußte nun alles wieder aufgebaut und neugestaltet werden, und schon der Große König machte den Anfang damit. Dazu trat der Fleiß vieler deutscher Geschlechter, die mutig das Werk wagten, im germanischen Altland deutsches Neuland zu schaffen, und zwar ohne Verständnis im übrigen Reich, auch ohne rechte Hilfe des Staates, aus sich, aus der Tüchtigkeit des Grenzertums heraus. Denn Grenzland war das Weichsel- und Wartheland geblieben, immer bedroht, immer unterwühlt, immer begehrt, immer die Außenbastion unseres Volkstums gegen Polen, gegen Rußland, gegen Asien — Asien hier als Begriff einer europafeindlichen Welt.

Schon in dem polnischen Aufstand von 1848 stand dieser Osten auf sich selbst, und nicht durch preußisches Militär, das viel zu spät eingesetzt wurde, sondern durch die Treue, das Deutschbewußtsein, den Opferwillen seiner Menschen wurde er für Deutschland gerettet. Aber er blieb das Stiefkind des Staates, der sogar, und zwar durch das katholisierende Berliner Kultusministerium, seine Machtmittel einsetzte, deutsche Menschen — wie die Bamberger bei Posen — durch Schule und Kirche zwangsweise zu polonisieren. Im Zweiten Reich setzte endlich die Fürsorge des Staates für die immer sichtbarer gefährdete Landschaft ein, zu spät freilich und völlig falsch in ihren Mitteln, aber wenigstens war die Volksnot im Osten dem Reich doch bewußt geworden, und die Bevölkerung an Weichsel und Warthe, in der sich der zäheste Widerstandswille gegen das drohende Schicksal, gegen die Entnationalisierung ihrer Heimat und die „Unterwanderung" durch heimatfremdes Polentum zusammenballte, schien kein „verlorener Haufe" mehr zu sein. So kam das 20. Jahrhundert — so kam der Weltkrieg. Inzwischen hatte die deutsche Dichtung sich den Osten erschlossen. Zunächst war es mehr das Historische, das den romantischen Sinn erregt und das geschichtliche Bedürfnis befriedigt hatte. Der Deutsche Ritterorden in Aufstieg und Niedergang bot der dichterischen Gestaltung reichsten Stoff, in den Kämpfen um Preußen, in dem Ringen mit den Polen und den aufrührerischen Ständen, in der ersten Tannenberger Schlacht, in der Verteidigung der Marienburg, im Thorner Blutgericht, in

Persönlichkeiten wie Heinrich von Plauen, Ulrich von Jungingen, Bartholomäus Blume und anderen. Ritterorden und Weichsellandschaft, sie waren in Schicksal und Landschaft zur Einheit geworden, und sie wurden von der Dichtung, der dramatischen, erzählenden und balladischen, als Einheit empfunden. Nur wenige Namen seien hier genannt, von Dichtern, die ihre Stoffe im Raum um die Weichsel fanden: Eichendorff, Zacharias Werner, E. T. A. Hoffmann, Felix Dahn, Gustav Freytag. Zu Gustav Freytags historischen Ostlandromanen (Die Brüder vom Deutschen Hause, Markus König, Die Geschwister) gesellten sich solche von Ernst Wichert (Heinrich von Plauen, Tilemann vom Wege, Die Thorner Tragödie). Bis in die neueste Zeit packt das Schicksal des Ordens und das der Weichsellandschaft immer wieder unsere Erzähler; genannt seien unter vielen nur Werner Jansen (Geier um die Marienburg), Wilhelm Kotzde-Kottenrodt (Die Burg im Osten), Hermann Schmökel (Wo die Weichsel wogt), Erich Wernicke (Treue, das Schicksal einer Landschaft an der Weichsel) oder Karl Hans Strobl (Der dunkle Strom). Wie bei Max Halbe, so gewinnt auch bei Hans Kyser (so in seinen Schauspielen: Es brennt an der Grenze, Wolken am Horizont) der Strom, die Weichsel, symbolische Gewalt. Bei allen wirklichen Dichtern, die blut- und schicksalsmäßig dieser Landschaft entstammen, wird der Strom zum Mythos. Das mag der Außenstehende vielleicht nicht so erfassen, nicht einmal begreifen können. Uns Menschen, uns Dichtern der Weichsel erwächst aus ihrem Fluten und Rauschen, aus ihrem Stolz und ihrer Not der Mythos dieses Stromes, der zugleich zum Mythos der Grenze wird. Denn hier brandet ja, so wie es aus dunklem Schicksal wurde, Volk wider Volk; wir aber wissen und wollen, daß Grenzland nicht Fremde, daß der Strom des Ostens nicht Grenze oder gar verloren werde! In Erich Wernickes genanntem Novellenbuch „Treue" heißt es am Schluß:

„. . . Die Stürme, die von Pommerellen her über die Niederung jagen, fegen über die Dächer der Kätnerhäuser fort. Wenn im Frühjahr das Hochwasser anschwillt im Strom, dann steht es höher als der Dachfirst der Häuser. Seine Einwohner fühlen sich sicher und ruhig hinter dem Deich. Das Rauschen des Stromes klingt nicht zu ihnen hinab. — Nur wenn der Strom in gefährlichem Eisgang an dem Damm reißt und wild gegen das Hindernis anstürmt, dann schlagen bang die Herzen der Menschen da unten. Unberechenbar ist der Wilde, unzählige Male hat er schon seine Fesseln gesprengt und Tod und Verderben in die Niederung getragen. — Der Deich ist jetzt Völkergrenze. Wenige Meter von seinem Fuß ab nach dem Strom zu beginnt Polen . . . Wird er in Zukunft die deutsche Grenzwacht halten können? . . . Was wird morgen? Um den Deich stürmte es die Jahrhunderte. Noch immer steht er fest! Wie einst, so jetzt."

Weichselland ist Grenzland, aber Weichselland ist auch Land der Bauern und Bürger, der Schlösser, Türme und Giebel, der Wälder, Seen und Heiden. Man lese einmal die Erinnerungen von Bogumil Goltz (Buch der Kindheit, Ein Jugendleben) oder denke an Hermann Löns, der gleichfalls ein Sohn dieser Landschaft ist. Er hat die Liebe zur Heide aus seiner westpreußischen Heimat nach Niedersachsen mitgebracht, und wer ihn nur als den Dichter der Lüneburger Heide kennt, wird erstaunt sein, wenn er die Lieder seiner Heimatsehnsucht nach dem Osten vernimmt:

„. . . Nach Osten zieht's mich mächtig hin,
Nach Hause! klingt's in meinem Sinn.
Drei Klänge sind's vom Heimatland,
Die haben mir das Herz entwandt.
Es ist schon lange nicht mehr mein,
Es findet nur zu Hause Ruh:
Nur einmal in der Heimat sein!
Das klopft und klopft es immerzu.
Du Wellenklang vom grünen See,
Du Lied aus Volksmund, wild und weh,
Du Rauschen von dem dunklen Föhr —
Wer weiß, ob ich euch nochmals hör'!"

Die polnische Frage war schon von manchen Dichtern behandelt worden; in „Soll und Haben" von Gustav Freytag spielt sie schon stark — und nicht mehr nur geschichtlich, sondern gegenwartsbetont — hinein. Aber ganz in das Erleben der Zeit wurde sie doch erst von Clara Viebig gestellt, in ihrem kurz nach der

Jahrhundertwende erschienenen Ostmarkroman: „Das schlafende Heer". Mit ihm sind wir auf dem Boden des Posener Landes angelangt, im Raum also der Warthe. Wir sehen zwei Völker um das Land kämpfen — die Polen aber glauben an das im Lysa Gora schlummernde Heer, das der Stunde wartet, um aufzustehen und den Kampf für Polen zu beginnen. Das Buch ist ernst, bitter, düster, aber doch auch wieder vom Glauben an das deutsche Recht erfüllt. Es mußte wie Klage und Anklage, wie ein Mahnruf ins Reich hineinwirken — wer aber hörte im kaiserlichen Deutschland darauf? Trotz aller „Fürsorge" und der so verfehlten „Ostmarkpolitik" stand der Osten immer noch auf sich allein; so war es im Ersten Reich gewesen, so war es im Zweiten Reich. Auch der Posener Carl Busse kündete in seinen Novellen (Die Schüler von Polajewo) von dem stillen, doch manchmal schon recht vernehmlichen Kampf der Deutschen um ihre Heimat, und oft haben wir, besonders seit 1918/19, seines Bekenntnisses zum Osten gedacht:

„Ostmark des Reiches, Land, das mich geboren,
Aus weiter Ferne grüßt dich heut dein Kind!
Es schaut die Heimat, die es längst verloren,
Nur noch im Traume, der sein Herz umspinnt.
Dann fegt der Ostwind wieder an die Scheiben,
Weit in der Ebene winkt mein Vaterhaus,
Die Flößer zieh'n, ich seh' die Warthe treiben,
Und sehnend breit' ich diese Arme aus . . ."

Es ist ein trotziges Lied, mit seinem Schwur: „Wir halten fest, was wir so schwer erwarben, wir haben ewig nun ein Recht auf dich!" Und mit den ergreifenden Schlußzeilen: „Deutsch ist das Land, darin ich tief mich bette — es wird auch deutsch für alle Zukunft sein." Aber dann kamen am Ende des Weltkrieges die Meuterei vom November 1918, der polnische Dezemberaufstand in Posen, das Diktat von Versailles und endlich, zu Beginn des Jahres 1920, jene dunkle Stunde, da das Weichsel- und Warthe-land zu Polen geschlagen ward.

Wie hatte doch der durch starkes Jugenderleben dem Posener Land eng verbundene Walter Flex in den ersten Kriegstagen gesungen?

„Du heiliger deutscher Osten!
Liegst offen wie das deutsche Herz;
Doch deines Grenzwalls starke Pfosten
Sind unsere Leiber, hell in Erz.
Was deine tausend Seen spiegeln,
Ist deutschen Volkes lichte Wehr,
Es strahlt von deinen frommen Hügeln
Der lautere Schwertglanz um dich her."

Aber die „lichte Wehr" war zerschlagen worden, und der „Schwertglanz" erloschen! Im Grenzschutz Ost stand der deutsche Wall jedoch noch einmal für die verratene Heimat an Weichsel und Warthe auf. Es wäre jetzt, da Polen seine Maske fallen läßt, wohl an der Zeit, die Lieder dieses Kampfes für Deutschland zu sammeln — sie würden ein unantastbares Zeugnis deutschen Lebenswillens und ostdeutscher Dichterkraft ergeben *).

Sollte es nun für immer aus sein mit der Deutschheit dieses Landes, von dem der Dichter Georg von Kries, der Sänger mancher packenden Ballade, in

*) Hierbei sei auf einige Heimatbücher und Gedichtsammlungen des Weichsel- und Warthelandes hingewiesen: „Ost- und Westpreußen im Spiegel deutscher Dichtung." Herausgegeben von Bruno Wilm. Frankfurt a. M. 1921, Verlag von Moritz Diesterweg. — „Ost- und westpreußisches Dichterbuch." Herausgegeben von Bruno Wilm. Königsberg i. Pr. 1926, Gräfe u. Unzer. — „Literaturgeschichte der Provinz Westpreußen." Von Bruno Pompecki. Danzig 1915, A. W. Kafemann. — „Entrissene Ostlande." Herausgegeben von Fritz Braun, Franz Lüdtke und Wilhelm Müller-Rüdersdorf. Leipzig 1927, Friedrich Brandstetter. — „Grenzmark Posen-Westpreußen." Herausgegeben von Franz Lüdtke. Leipzig 1927, Fr. Brandstetter. — „Die Weichsel." Herausgegeben von Ernst Weding. Berlin 1934, Dietrich Reimer und Ernst Vohsen. — Ferner vergleiche man den Abschnitt „Die Deutschen in Polen" in der großen Sammlung grenz- und auslandsdeutscher Dichtung: „Rufe über Grenzen." Herausgegeben von Prof. Dr. Heinz Kindermann. Berlin 1938, Junge Generation-Verlag. — In den genannten Werken sind zahlreiche Vertreter der Dichtung des Weichsel- und Warthelandes genannt worden oder zu Wort gekommen, auch solche, die in diesen kurzen Ausführungen nicht erwähnt werden konnten. Eine Literaturgeschichte der gesamten Weichsel- und Warthelandschaft oder eine entsprechende Gedichtsammlung gibt es bisher noch nicht, ebensowenig eine Bibliographie der Dichtung dieses Raumes. Hier ist noch ein weites Feld für Arbeiten vorhanden! — Die Danziger Dichtung wird an anderer Stelle behandelt.

seinem Gedicht „Westpreußische Landwirte“ gesagt hatte: „Wir haben verlorene Erde deutsch und blühend gemacht“? Von dessen weiten Heiden Johann Mühlradt so lebensvolle Schilderungen gab? Aus dem Dichter erwachsen waren wie Otto Roquette, Rudolf Kögel, Max Kretzer — in der auch Hindenburg geboren war?

Brennend und brausend erklang, ein heiliger Strom deutschen Geistes, das Kampflied, das Notlied, das Treuelied um Weichsel und Warthe. Jetzt, in der bittersten Stunde Deutschlands, da im Reich Spartakus hauste und eine jüdisch-marxistisch-klerikale „Regierung“ den Osten preisgab, flammten gleich dem Wehrwillen der Ostmark die Lieder ihrer Dichter empor. Von ihnen kann das gleiche Wort gelten, das 1938, also zwanzig Jahre später, über die Gedichte österreichischer junger Nationalsozialisten gesetzt worden ist: „Das Lied der Getreuen.“

Der Verfasser dieses Aufsatzes war selbst einer der Dichter jener Zeit, die er in ihren nationalen und religiösen Werten auch in seinem Erlebnisroman „Das Jahr der Heimat“ festzuhalten versucht hat. Sonst seien von den „Getreuen“ genannt: Paul Dobbermann, Franz Mahlke, Friedrich Karl Kriebel, Carl Siewert, Erhard Wittek, Julius Bansmer, Walter Sprink.

Auch einer der unbekannten und ungenannten Soldaten des „Grenzschutz Ost“ sei hier erwähnt, mit einem an unser tiefstes Empfinden greifenden Liede: „Abschied von Bentschen“.

„Der Januarsturm peitscht Regen und Schnee,
Es schweben in schwarzem Unheilsschleier
Die Krähen schreiend über dem See —
Der schenkte uns manche Sommerfeier,
Manch langes, stählendes, jauchzendes Bad!
Weißt du's noch, Kamerad?“

„Und was dort lauert noch an dem Tor, gespannt die Wolfespfoten . . .“ Ja, sie bekamen sie nicht, die deutsche Stadt! Doch: „Nun treibt uns der Machtspruch der Welt hinaus . . .“ Darum: „Leb' wohl, du arme deutsche Stadt! Was stöhnst du, Kamerad?“ Endlich aber die Schlußstrophe, in die der unbekannte Dichter alles gelegt hat, was wir, seine Kameraden und alle deutschen Menschen der Ostmark fühlten:

„Doch wenn der Nebel in Stürmen verweht,
Die immer den Frühling brachten —
Ein Volk, dem die Schmach bis zum Halse steht,
Das springt zu verzweifelten Schlachten.
Verzweifeln? — Siegen!! — Bis dahin, du
Zu Pferde, Kamerad!“ [Stadt — —

Jenseits der Grenzpfähle aber hielten Gläubige aus, halten aus! Theodor Zöckler, Clemens Rößler, Johann Basler, Friedrich Just, Hermann Textor, Julian Will, dessen „Lied für Auslandsdeutsche“ zum Lied der Deutschen in Polen wurde:

„Leiden und Entbehren
Schafft uns herbe Pein,
Doch wer will uns wehren,
Deutsch und treu zu sein?
Wie's die Welt mag treiben,
Wie sie uns auch droht —
Wir sind deutsch und bleiben
Deutsche bis zum Tod!“

Wie mag dieses Lied, dieser Schwur in der neuen Welle des Hasses und Leides, die sich über unsere Volksgenossen „drüben“ ergießt, die Herzen neu stählen und zum völkischen Opfer führen! Wieder einmal sprach hier der Dichter aus, was die Tausende, die Hunderttausende empfinden. Wieder ist deutsche Ostlanddichtung Spiegel der ostmärkischen Seele und Zeugnis des Schicksals um Warthe und Weichsel geworden.

Brunhild Lüttmann („Gott hat uns zu Hütern der Heimat gemacht!“), Franz Wilhelm Meßlin („. . . für meine Scholle Treue gegen Treue!“), und dann im Kampf für Adolf Hitler und das Dritte Reich Hans-Jürgen Nierentz, Anne-Marie Köppen, Herybert Menzel . . . Und wieviele Dichterkameraden noch, die dem Land an den Strömen entstammen, Arnold Krieger, Günther L. Barthel, Hans Rehberg und mancher andere! So stehen sie alle, die „Berühmten“ wie die „Unberühmten“, als Soldaten ihrer Heimat da. Aus ihrer Ergriffenheit spricht das Wissen um Werte, die aus Ewigem stammen und sich in der Liebe zu Volk, Reich und Heimat, in der Bereitschaft, in der innersten Haltung, im

Opfer und nicht zuletzt im Vertrauen zum Führer als echt erweisen. Aus ihrer Ergriffenheit spricht der Mythos der Landschaft, der Mythos ihrer Ströme, ihres Schicksals. Aus ihrer Ergriffenheit spricht der Wille zum Kampf, zur Notüberwindung, zur Zukunft. So stehen Volk und Dichter des Ostens in der großen Gemeinschaft, die von Geschlecht zu Geschlecht waltet, in der Gemeinschaft des lebendigen und gläubigen Deutschseins, das sich mit dem gleichen Empfinden zur Heimat bekennt, mit dem sich in der bitteren Zeit von 1919 dieses mein Lied zum deutschen Ostland bekannte:

„O, du bist deutsch, wie meiner Adern Blut:
Deutsch ist dein Herz, dein Wesen, Weg und Wollen,
Deutsch deiner Giebel Zier, der Herde Glut,
Und deutsch nun deine Not, dein Gram und Grollen.

Deutsch hieß der Ahnen Arbeit, die hier schuf,
Deutsch der Geschlechter tausendjährige Treue;
Deutsch war, deutsch ist, deutsch bleibt dein Gottberuf:
Grenzmark zu sein, daß man die Heimat scheue!

Deutsch ist der Ströme Fluten, deutsch das Schiff,
Das hafenwärts die reichen Frachten landet;
Deutsch ist das Meer, das jäh an steilem Kliff
Mit wildempörten Wellen brandet.

Deutsch ist das Korn, das frei im Winde steht,
Deutsch sind die Seen, deutsch die Ackerkrume,
Deutsch ist die Wolke, die am Himmel geht,
Und deutsch der letzte Halm, die letzte Blume!“

. . . . . .

„Doch deutsch ist auch der Zorn, der sich nicht bückt,
Und der nicht dulden wird, daß diese Erde,
Wertlosen Lumpen gleich, zerfetzt, zerstückt,
Den frechsten Räubern hingeworfen werde!“

Weichselufer

Wo die Birke steht im Düstern
Und des Schilfes Wälder flüstern
In der lauen Sommernacht,

Wo die Wiesen still ergrünen,
Weit bis an des Meeres Dünen,
Wie aus Traum und Duft gemacht,

Wo die Wasser sich verzweigen
Unter einem Sternenreigen,
Wo das kleine Haus nur wacht,

Ziehen heimatliche Weisen
Seewärts nach den fernen Kreisen
Aus der Erde, aus der Nacht.

Edgar Sommer

De Feschwiewers von Danzig

An Danzigs Mottlau hucke wi,
Denn hier send wi to Huus,
On preise onsre Feschkes an
Bie Sonn' on Stormjebruus.

De fettsten Flingre ha=e wi
On uck Pomuchelkes,
Uck Späckoal on noch allerhand,
Bloß keene Stuchelkes.

Dat es velleicht een scheener Doft
Noah Woater, Teer on Fesch;
Dat es de Danzjer Heimatloft,
De hält dat Haart ons fresch.

On rechts von ons voll Wucht on stomm
Dat ole Kroantor steiht,
Dat wacht, doarmet keen fremder Wind
En onser Danzig weiht.

On bitt em Winter uck de Kill,
On woard de Näs' ons rod,
Wi goahne hier nich freehjer wäch,
Als bet eent kemmt de Dod.

Doch dann send onsre Kinger hier,
Dat es moal ganz jeweß; —
Wiel Woater, Feschmarcht on sin Doft
Doch onsre Heimat es.

Ernst Friebőse

Schelmengeschichte vom Danziger Goldschmied

Von Hans Friedrich Blunck

Da war einmal ein junger Goldschmied, ein Danziger Kind, der war auf Wanderschaft und zog fröhlich seines Weges. Dabei kam er auch durch ein tiefes, steiles Waldtal, in dem hatten sich zu jener Stunde vieltausend der Weisesten des Igelvolkes aus den ganzen östlichen Landen versammelt, um bei einem guten Schnäpslein — das hat das kleine Volk ja gern — über dies oder das zu beraten und zu beschließen. Gleich dachte Hans Brand, so hieß der junge Geselle, ob er sich wohl nützlich machen könnte, blieb stehen, zog den Hut und fragte den Ältesten der Igel, ob man für einen wandernden Goldschmied zu tun habe und ob er sich hier niederlassen dürfe.

Nun sind die Igel, das ist bekannt, ein sparsames und geiziges Volk; als der Oberalte etwas von Gold hörte, meinte er, solch Handwerk könne nur Üppigkeit und Schwelgerei, zumal bei den Frauen, wachrufen. Er sagte also, Goldschmiedewerk sei ein gottloses Gewerbe und diene der Weltlichkeit; der Herr möge sich nicht lange aufhalten. Der Geselle ging traurig seines Weges; aber weil er immer noch hoffte, daß die Weisen ihren Sinn ändern könnten, lief er nicht weit, sondern richtete sich unter den hohen Tannen ein Nachtlager ein.

Nicht lange danach trampelte mit einer langen Eisenstange der Riese Gierfreter durch das Tal, der kam weit von Rußland her und war Hans Brand auf der Spur; er meinte, wer Gold schmiede, müsse auch etwas davon bei sich haben. Als der Riese aber die Versammlung aller Igel des Landes sah, besann er sich anders. Von dem kleinen Stachelvolk geht ja um, daß sie den Teufel einst um viel Gold betrogen, hier schien Gierfreter noch mehr zu gewinnen zu sein als bei einem wandernden Schmiedgesellen.

Der Riese besah sich das Tal und sperrte es heimlich oberhalb und unterhalb der Versammlungsstätte ab, so daß die Kleinen nicht davonkonnten. Dann trat er unter sie und verlangte, daß sie ihn zu ihrem Zaren erhöben. Was sollte das arme Igelvolk machen? Erst versuchte ein jeder, sein Leben in Sicherheit zu bringen; dann, als die Herren sahen, daß es kein Entkommen gab, taten sie, als ergäben sie sich drein, ja, als sei es noch eine hohe Ehre, daß ein so großer Herr ihr Fürst sein wollte.

Heimlich aber schickten sie um Hilfe aus. Und weil ihnen einfiel, daß sie kurz vor Gierfreters Kommen einen jungen Goldschmied abgewiesen hatten, sandten sie eine Drossel aus, sie solle den Gesellen eilig zurückbitten, man habe genug für ihn zu tun. Und man würde es ihm auch in der rechten Weise lohnen.

Nun, der Riese wußte nicht, wer den Goldschmied gerufen hatte, aber es war ihm recht, daß er kam. Er war jetzt ein hoher Herr und wollte den rechten Hofstaat um sich haben. Und weil er als Zar über Leben und Gut des kleinen stacheligen Volkes zu befehlen hatte, verlangte er vor anderen, alles Gold herbeizuschaffen, das man vergraben habe.

Den armen Igeln zog sich das Herz zusammen. Oh, begann ihr Schatzmeister zu erklären, was sie besäßen, läge über viele Länder verteilt, und es würde Zeit kosten, bis man's beisammen habe. Der Riese hörte sich die Antwort an, er packte stillschweigend einige der Kleinen und verschlang sie mit Haut und Haar. Er

schluckte wohl einige Male, solch Igelrücken ist eine ungewohnte Kost; aber er hieß ja nun einmal Gierfreter und wurde damit fertig.

Und jetzt solle man ihm einen goldenen Thron bauen, verlangte der Riese. Die Ältesten der Igel rangen wieder die Hände, aber sie versprachen ihr Bestes zu tun. Und sie bestellten bei dem Herrn Goldschmied den goldenen Thron, und der Schatzmeister, er hieß Stickelpickel, rückte wirklich etwas von seinem Gold heraus, so ungefähr zwei Dukaten groß. Es war nicht genug, um einen Thron daraus zu schmieden, aber vielleicht kam ein rechter Künstler damit aus?

Der junge Gesell verstand sich auf sein Handwerk. Er knetete erst einmal einen riesigen Thron aus Lehm und brannte ihn, bis er steinhart geworden war. Dann nahm er die Dukaten und hämmerte, und hämmerte sie so dünn und immer dünner, daß sie zu Blattgold wurden. Damit verputzte er den Lehm und bedeckte ihn ganz und gar.

Als der Thronsessel nun fertig stand, waren die Igel zufrieden, sie führten den Riesen hinzu, hießen ihn Platz nehmen und taten, als sei es jetzt so weit, daß sie ihm ihre Huldigung brächten. Gierfreter war einverstanden; er saß wirklich auf lauter Gold, so meinte er, und pries das gute Geschick, das ihn zu solchem Reichtum geführt hatte. Als er sich indes erhob, um seinem Volk zu danken, da klebte das dünne Blattgold ihm am Gesäß und Rücken, und wo er eben gesessen, war nichts als hartgebrannter Lehm.

Man kann sich denken, wie entsetzlich Gierfreter sich erboste, und auch die Igel hatten ja ein erbärmliches Gewissen. Sie entschuldigten sich sehr und erklärten, daß sie ganz und gar unschuldig seien und daß irgend jemand ihrem Herrn das Gold unterm Sitz verhext haben müsse. Er habe doch selbst den schönen Thron gelobt, sie hätten einen großen Künstler für teures Geld kommen lassen, und was der Worte mehr waren.

Nun, Gierfreter fraß erst einmal wieder ein Dutzend seines armen Volkes in sich hinein. Dann beruhigte er sich und verlangte, daß man ihm sofort soviel Gold herbeischaffte — nun, so viel, wie er verschlingen könnte. Er war ja ein Allesfresser und meinte, am sichersten sei, was er im Bauch trüge, da könnte keine böse Kunst verhexen, was ihm sein Volk als Gabe gebracht hatte.

Er forderte also sofort einige Klumpen Gold, und als die hohen Herren der Igel kamen und erklärten, daß sie doch insgesamt nur einen einzigen Klumpen gehabt hätten, glaubte er ihnen nicht und verlangte drohend, daß man seine Befehle schleunigst erfülle.

Die armen Tiere wußten sich keinen Rat; sie schickten in ihrer Not wieder zu Hans Brand, dem Goldschmiedegesellen, und baten ihn, er möge ihnen beistehen, es solle sein Schaden nicht sein.

Nun, der Bursch kam, er trat gleich vor den Riesen und fragte, ob er das Gold roh schlucken wolle oder ob man's nicht ein wenig einweichen solle. Und er machte eine durstige Gebärde, als könne ein guter Schluck nicht schaden.

Gewiß wünsche er auch etwas dazu zu trinken, lachte der Riese, vom Igelfressen würde man durstig, ob sie das noch nicht wüßten?

Der junge Danziger machte sich gleich ans Werk. Er erbat sich noch einmal eine Goldmünze von dem kleinen Volk und hämmerte und hämmerte sie noch feiner, als je geschehen, — so dünn, daß die Blättlein schwammen, wenn man sie in weißen Branntewein warf. Dann forderte er von den Igeln, daß sie ausleerten, was sie in ihren Flaschen bei sich führten, — es kam schon ein Fäßlein heraus. Flink schüttete der Goldschmied sein Blattgold hinein, spundete es zu, und die Igel rollten zitternd und zagend dem Unhold zu, was er verlangt hatte. Und sie wünschten ihm, daß es ihm gut bekäme, und erklärten, daß Gold immer am besten mit Branntewein geschluckt würde. Als sie Gierfreter dann das erste Glas eingossen, schwammen die Goldblättchen lustig darin herum.

Der Riese sah, daß man ihn nicht betrogen hatte, er war zufrieden, trank und trank und meinte ja bald, schon einen ganzen Klumpen im Bauch zu haben. Es schmeckte ihm so gut, als das Fäßlein auf die Neige ging, verlangte er mit gewaltiger Stimme nach mehr.

Brauer-Altar

Teilaufnahmen, Danzig, Marienkirche

Die armen Igel meinten, ihrer allerletztes Stündlein sei gekommen, sie hatten ja nicht Gold, nicht Branntewein mehr. Ob es denn wirklich keine Hilfe mehr gäbe, fragten sie den Schmiedegesell, ach, sonst sei es um sie alle geschehen.

Hans Brand sah, wie der dicke Gierfreter nach Gold und Branntewein schrie und dabei seine Untertanen einen um den anderen fraß. Es tat ihm leid um das fleißige, kleine Volk.

Nun war es ein schwüler, heißer Tag gewesen und ein Gewitter nicht fern. Und weil der Bursch wohl wußte, daß er es mit Gierfreter und seiner großen Eisenstange nicht aufzunehmen vermochte, dachte er sich noch einmal eine List aus. Er trat zu dem Riesen und begann: „Hört, Zar! Ihr habt nun einen Thron, der sicherlich wieder Gold werden wird, wenn ihr nur das rechte Zauberwort findet. Ihr habt einen Bauch voll Gold, aber mich dünkt, euch fehlt eine schöne Krone. Wenn ihr wollt, werde ich dafür sorgen."

Der Rat schien dem Riesen gut, daran hatte er noch gar nicht gedacht.

„Gebt mir von eurer Eisenstange ein Stück ab", verlangte Brand, „ich will die Igel um Gold bitten, dann schmiede ich euch eine Krone, so hoch, wie Könige sie zu tragen pflegen."

Er wollte aber eine Krone ganz aus Gold!

Das sei, mit Verlaub, nicht üblich, antwortete der Schmiedegesell, und es sei nun einmal sein Fach, darin wisse er Bescheid. Kronen müßten einander ähnlich sehen.

Diesmal ließ sich der Gierfreter auf gute Worte ein, er meinte, daß der Bursche wirklich mehr davon verstünde als er. Gab also etwas Eisen her, verlangte viel Gold, setzte sich auf seinen entblätterten Thron und wartete. Und weil ihm die Zeit lang wurde, ließ er die kleinen Igel pfeifen oder als Soldaten vorbeiziehen oder miteinander tanzen — ach, die Armen hatten ja solche Furcht um ihr Leben, sie taten alles, was der Urhold von ihnen verlangte.

Nach einigen Stunden, als das Gewitter schon nahegekommen war, hatte Hans Brand die Krone fertig. Er hatte einen runden, eisernen Reif geschmiedet, der lag fest um des Riesen Stirn, und sieben ganz lange und hohe Spitzen, die er mit dem letzten Dukaten des Igelvolkes vergoldet hatte.

Gierfreter besah sich die Krone und kratzte ein wenig an den Spitzen, ob's wohl wieder blattdünn sei. Als das Gold zu halten schien, setzte er sie sich wirklich auf seinen wüsten Kopf, riesenhoch saß er mitten im Tal.

Drei Atemzüge, nachdem er es getan hatte, kam es so, wie der Goldschmied vorhergesehen hatte. Mit einem entsetzlichen Donnerschlag fuhr der erste Blitz aus den Wolken nieder. Er schlug in alle sieben vergoldeten Eisenspitzen der Krone ein, er warf den Riesen von seinem Thronsessel und schleuderte ihn gerade vor die Igel, so daß die entsetzt nach allen Seiten stoben. Noch einmal drehte der Gierfreter den Kopf nach rechts und nach links, dann war es mit ihm zu Ende.

Da konnte das kleine Volk nun seine Versammlung fortsetzen oder nach Hause gehen, ganz nach Belieben. Aber es war kaum einer da, der noch bleiben wollte. Überallhin liefen sie auseinander, keiner von den sparsamen Herren dachte auch nur daran, den armen Hans Brand für seine Hilfe zu bezahlen. Nur der Schatzmeister meinte wohl, daß es seine Pflicht sei, etwas für den Helfer zu tun. Er zog einen Taler aus der Tasche und gab ihn dem Goldschmied mit einigen guten Worten. Der wollte schon fragen, ob es nicht etwas reichlicher sein könnte. Gerade da aber kam des Igels Frau vorüber. Sie wußte noch nicht, was geschehen war, sie sah nur, daß ihr Mann den Fremden mit einem Taler lohnte. Da begann sie den Armen so entsetzlich auszuschelten und ihm seine Verschwendung vorzuhalten. Hans Brand, der alles anhören mußte, wagte kein Wort mehr zu sagen und kehrte schweigend nach Danzig zurück.

Dort ist er später ein angesehener Bürger geworden. Aber wie's ihm bei den Igeln ergangen ist, hat er mir erst nach langen Jahren und in tiefer Nacht verraten. Er hätte Furcht gehabt, sagte er, daß die Geizhälse ihm den Taler wieder abnehmen würden, wußten sie erst, was alles er bei ihnen gelernt hatte.

Fragen in der Nacht

Erzählung von Wolfgang Federau

Dem rückschauenden Blick des Chronisten, der nicht nur die einzelnen Etappen eines Menschenlebens sieht, sondern Anfang und Ende erkennt und zu einer sinnvollen Einheit zu verbinden trachtet, mag es erscheinen, als sei dieser Heinz Anders in den Krieg hineingewachsen als in sein vorbestimmtes Schicksal. In ein Schicksal, dessen heldischer Ausgang für ihn ohne Tragik war, weil er es freudig bejahte und wollte.

Er war ein zartes, feingliedriges, blondhaariges Kind gewesen, mit einem Schopf, in dessen Seidenglanz sich das Licht der Sonne flirrend zu fangen schien. Darin, in seinem Äußeren, schlug er ganz nach der Mutter, der früh verwitweten. Und war eben deshalb völlig verschieden von seinem um viele Jahre älteren Bruder, der breit und stark auf dieser Erde stand.

Die Mutter liebte ihn heißer, inniger, nicht nur um des Umstandes willen, daß er ihr Jüngster war, sondern mehr noch und vor allem, weil er ihr in so vielem zu gleichen schien. Weil sie in seiner Kindheit ihre eigene suchte und zu finden wähnte. Sie war eine stille und versponnene Natur, allem Harten und Rauhen und Lärmenden abgewandt, und vielleicht hoffte sie, in diesem ihrem Sohn früh die Neigung für geistige Dinge erwecken zu können. Vielleicht sah in ihm, dem Aufgeweckten, Wissensdurstigen, den werdenden Künstler, den versponnenen Dichter, der abseits von der Menge seinen schönen und trostreichen Gedanken nachgeht, oder wenigstens einen stillen und zähen Gelehrten oder Forscher. Ihn zu einem solchen Manne zu erziehen, wäre ihr als sichtbare Krönung ihres Lebens erschienen.

Aber bald erwies sich, daß die Ähnlichkeit zwischen Mutter und Kind nur eine äußerliche, insoweit allerdings augenfällige war. Daß dieses Kind, so zart, so schmächtig es aussah, ganz auf Taten gestellt und ganz aufs Männliche ausgerichtet war.

Sie lebten am Rande der Stadt in einem mit bescheidenem Wohlstand ausgestatteten Haus, inmitten eines wohlgepflegten und dicht bewachsenen Gartens. Und der kleine Heinz hätte hier wohl hinreichend Gelegenheit gehabt, Neigungen zu frönen, wie seine Mutter sie gern bei ihm entdeckt hätte. Doch ergab sich bald genug, daß sein Spiel und sein Denken sich in einer Zeit tiefsten Friedens — solange vor dem Einbruch jener Katastrophe, die wir als Weltkrieg zu bezeichnen pflegen — vornehmlich auf Dinge des Krieges richtete, daß er kein Bilderbuch lieber beschaute, als die Kataloge der großen Spielzeugfabriken im Süden, die Soldaten, Kanonen und alles sonstige, was ein Jungensherz höher schlagen läßt, herstellten; daß soldatische Spiele seine liebste und leidenschaftlichgeübte Beschäftigung waren. Und da sie abseits wohnten von den dichtbebauten Straßen, wo die kinderreichen Familien lebten, so suchte Heinz sich Kameraden für seine spielerischen Kämpfe dort auf, wo sie zu finden waren, und kam oft genug glühend vor Begeisterung, doch in einem zerfetzten Zustand zurück, der das Entsetzen seiner Mutter hervorrief.

Diese Mutter glaubte noch an eine seelische Wandlung des Kindes, mit der Zähigkeit aller Mütter, die das Schicksal nach ihrem Wunsche lenken und umbiegen möchten, als jedem Besonneren schon klar sein mußte, daß der blondschopfige Junge nichts von der stillen Art seiner Mutter in sich hatte. Daß er ihr äußerlich ähnelte, ja, aber doch nur äußerlich, und in allem andern sehr männlich war, sehr hart und sehr abhold aller Sanftmut und Demut.

Als dann der Krieg wirklich ausbrach, war aus dem Kinde ein Knabe von wenig mehr als fünfzehn Jahren geworden. Ein Knabe, dessen Willen stärker war als der Körper. So durfte er nicht daran denken, seinen leidenschaftlichen Wunsch, mit ins Feld zu ziehen, zu verwirklichen — zu seinem größten Leid und zu seiner tiefsten Beschämung.

Seine Mutter dankte Gott jeden Abend vor dem Schlafengehen, daß der Krieg, der nun freilich, in der letzten Zeit, schon lange drohend in der Luft gehangen hatte, jetzt ausgebrochen war, zu einer Zeit, wo ihr Heinz noch nicht tauglich war, des Soldaten edles Handwerk in Wahrheit und im Ernst auszuüben. Und sie hoffte mit brennender Sehnsucht, er möge schnell zu Ende gehen, nicht nur um des Ältesten willen, den sie wohl liebte, der ihr aber innerlich ferner stand, ob sie gleich um ihn bangte und zitterte, sondern auch und vor allem, damit der Spätgeborene ihr erhalten bliebe.

Aber der Krieg dauerte, wie wir alle wissen, viel länger, als irgendjemand bei seinem Beginn annehmen und glauben mochte. Und im dritten Kriegsjahr war es dann so weit, daß auch Heinz sich melden durfte ohne Gefahr zu laufen, wegen seiner körperlichen Zartheit erneut zurückgewiesen zu werden.

Sein älterer Bruder, der wohl wußte um das Leid seiner Mutter, die den Gatten seit langem verloren hatte und nun, da die beiden Söhne draußen waren, im Felde, gänzlich unbehütet, mit allzu weichem Herzen, in der so schrecklich veränderten Welt stand, dieser Bruder hatte erwirkt, daß Heinz zu seinem Truppenteil kam, in seine Kompanie. Und so hatte die Mutter wenigstens den einen Trost, daß der Ältere den Jüngsten ein wenig in seine Obhut nehmen würde — so weit man jemanden behüten konnte draußen, in dem Lärm und Gebrüll der Materialschlacht.

Heinz lehnte freilich alle Fürsorge seines großen Bruders auf eine nette, aber sehr deutliche Art ab. Und ob ihm vieles schwer fallen mochte am Anfang, er biß die Zähne zusammen und wurde damit fertig, irgendwie. So wuchsen die beiden, die durch mehr als zehn Lebensjahre voneinander getrennt waren, miteinander zusammen wie zwei echte, rechte Kameraden, bis . . . .

Ja, bis bei einem Sturm in der Champagne, unter tackendem Maschinengewehrfeuer, Heinz von einer Kugel getroffen wurde und so die Millionenarmee derer vermehrte, die gefallen waren für die Freiheit und die Zukunft ihres Vaterlandes.

Sein Bruder, wohl wissend, daß der Tod des Jüngsten die Mutter mitten ins Herz treffen mußte — er bedachte es ohne Groll, da er der Liebe seiner Mutter nicht weniger gewiß war, aber auch Einsicht genug hatte für eine verständliche Schwäche und kleine Ungerechtigkeit des Herzens — erbat und erwirkte sich einen längst fälligen Heimaturlaub, um auf schonende Art die Mutter von dem Opfertod des Gefallenen zu unterrichten. Und während der ganzen, langen und traurigen Heimfahrt hatte er keinen anderen und größeren Wunsch, als daß er die Kraft aufbringen möge, sich zu beherrschen und das Geschehene zu verschweigen, bis eine gute Stunde käme, wo die Mutter die Nachricht aufnehmen könnte, ohne Schaden an Leib und Seele zu nehmen.

Er hatte seine Ankunft vorher angezeigt, mit ein paar lustigen und wohl überlegten Worten, und da er nun vor ihr stand, da er sie in die Arme schloß, bekam er es wirklich fertig, heiter zu lachen und ihr von ihrem Nesthäkchen, wie er den Toten mit zitternden Lippen bezeichnete, Grüße zu bestellen. „Ich hätte ihn gern mitgebracht, Mutter“ sagte er. „Furchtbar gern. Aber sein Urlaub ist noch nicht fällig, das wirst du begreifen — ich bin ja schon so viel länger an der Front. Ich hätte auch getauscht mit ihm, aber das ließ man nicht zu, leider . . .“ Und er sprach noch viel, des langen und des breiten, um nur keine Pause aufkommen zu lassen, um nur das Fernbleiben des anderen und sein eigenes, unerwartetes Auftauchen auf glaubhafte Art zu begründen.

„Ja ja“ sagte die Mutter „ich kann das verstehen. Und es ist ja auch richtig so; du selbst, du bist mir ein bißchen sehr elend geworden, ich werde dich ordentlich herauspäppeln müssen.“ Und mit einem guten, Lächeln, das dem Sohn ins Herz schnitt, ging sie auf und ab, um heranzuschleppen,

was Küche und Keller boten. Es war ja nicht mehr allzuviel in dieser Zeit, da der Krieg drei Jahre das Land umschlossen hielt. Aber sie hatte sich diesen und jenen Leckerbissen, den der Zufall ihr dann und wann geschenkt hatte, vom Munde abgespart, und das alles brachte sie nun heran und bat den Sohn, zu essen und grämte sich, da er nur bescheiden von dem und jenem kostete.

„Ich bin noch von der Reise ein bißchen mitgenommen" sagte der Sohn zu seiner Entschuldigung, und wunderbar war es, woher er die Kraft nahm, heiter und harmlos zu erzählen, auch von Heinz, ja vor allem von Heinz. Was für ein prächtiger Soldat er geworden sei, daß er wohl bald ausgezeichnet werden würde, und was ihm so einfiel.

„Morgen will ich 's ihr sagen" dachte er, da der Abend sich zur Nacht wandelte. „Morgen soll sie es erfahren. Und dann will ich ihr alles erzählen und sie trösten, so gut oder so schlecht es gehen mag."

„Gute Nacht" flüsterte er zu später Stunde, und wieder umschlang er seine Mutter und küßte sie, wie er es seit vielen Jahren nicht mehr getan hatte.

Lag dann in seinem Bett, das eigentlich — denn er selbst lebte ja schon lange vor dem Kriege nicht mehr im Hause der Mutter — ja, das eigentlich das Bett von Heinz war, und konnte und konnte nicht einschlafen, so müde er sein mochte. Weil die schwere Aufgabe, die ihm bevorstand, ihn bedrückte und den Schlummer von ihm fernhielt.

Ja, und dann . . . . die nahe Kirchturmuhr schlug bereits eins . . . . merkte er plötzlich, daß er nicht mehr allein war. Da saß jemand an seinem Bettrand, und es war seine Mutter. Blaß leuchtete ihr Gesicht aus der Dunkelheit auf ihn herab, ganz leise umschlangen ihn ihre zarten Arme, und er spürte ihren Atem, da sie sich niederbeugte und flüsterte: „Und Heinz? . . . . Hat er geschrien? Hat er sehr gelitten, ehe er starb?"

„Heinz"? wiederholte der andere, und er fror und seine Augen wurden ganz groß und glänzten fiebrig. „Heinz? Er war sofort tot, Mutter. Sofort tot. Das wenigstens sollst du mir glauben."

„O — das ist gut . . . . das ist gut" stöhnte die Mutter, und dann schossen ihr die Tränen aus den Augen, und sie überschwemmten das Antlitz und das Kissen des Ruhenden.

Der umfaßte den zuckenden Körper der Frau, streichelte sie sanft und immer wieder, immer wieder, bis sie ruhiger wurde, bis der Krampf, der sie geschüttelt hatte, nachließ, bis sie sich in diese, des Sohnes Arme hineinschmiegte, wie ein armes, hilfloses Vögelchen, das Mitleid sucht und Schutz.

Endlich, da wohl der erste Sturm des Schmerzes vorüber war, fragte der Sohn mit leiser, gepreßter Stimme: „Aber du . . . . Mutter, ... wie wußtest du es? Ich — wirklich, ich habe mir so Mühe gegeben, mich nicht zu verraten! Ich wollte auf eine gute Stunde warten . ."

„Ach, mein Junge" erwiderte die Mutter, und der erste, zaghafte Abglanz eines fernen, unirdischen Lächelns, dessen sie selbst sich nicht bewußt wurde, wehte über ihr Gesicht. „Glaubst du wirklich, du könntest das Herz einer Mutter täuschen? Ich ahnte es, da du mir deine Heimkehr anzeigtest, und ich wußte es, da ich dich sah . . . ."

Horst Joswig

Deutschbewußtsein und Besonderheit in der Danziger Dichtung im Zeitalter Friedrichs des Großen

Danzigs Rolle ist nicht nur politisch im Laufe seiner Geschichte eine eigene gewesen. Die Position einer deutschen Stadt, die im Laufe von Jahrhunderten ein Eigenleben bewahrte, ohne vor 1793 eng im Reichsverbande aufzugehen, dabei aber nie Zweifel an dem reinen Deutschtum ihres Charakters und Leben ließ, mußte Wirkungen hervorrufen, die sich vom allgemeinen deutschen Schicksal deutlich abheben.

Das wird sich auch auf dem Gebiete des Geisteslebens spiegeln. Und tatsächlich ergeben sich bei einem ersten Blick auf dieses bisher nicht allzu eingehend bearbeitete Thema bereits überaus interessante Perspektiven. Prof. Dr. Heinz Kindermann hat es sich während seiner Danziger Wirkungszeit an der Technischen Hochschule besonders angelegen sein lassen, diese Zusammenhänge unter dem literarischen Gesichtspunkte zu beleuchten[1]). Er hat beispielsweise Danzigs bedeutungsvolle Rolle im Zeitalter des Barock erstmalig erkannt, wo der Stadt eine einmalige Vermittlerrolle zugefallen ist. Die geschichtliche Sonderstellung der Stadt neben dem deutschen Schicksal wirkte sich damals bemerkenswert genug aus. Während der 30jährige Krieg den Ablauf des geschichtlichen Geschicks der Lande im Reichsverbande bestimmte, blieb Danzig von dem Leid des religiösen Bruderkampfes verschont. Und dieser Boden wurde für das deutsche Geistesleben bedeutsam. Die Zwiespältigkeit des literarischen Barocks, das in Nord- und Südbarock im deutschen Raume zerfiel, wurde in Danzig überbrückt. Hier, wo das 1558 gegründete Akademische Gymnasium als starker Mittelpunkt deutschen Geisteslebens eine beachtliche Anziehungskraft besaß, trafen sich die Vertreter der süddeutschen wie der norddeutschen Richtung und hier konnte sich derart ein Ausgleich zwischen religiös bestimmter, süddeutscher mystischer Überlieferung und volkstümlich norddeutscher Klarheit durch die persönliche Fühlungnahme anbahnen. Wir wollen nicht vergessen, daß Männer, deren Namen in der deutschen Literaturgeschichte in großen Lettern verzeichnet werden, in dieser Zeit in Danzigs Mauern weilten: Schwabe von der Heide, Gryphius, Hofmann von Hofmanswaldau, Opitz, der hier an der Pest starb, das sind Männer, deren Bedeutung der deutschen Literaturgeschichte angehört.

Verdanken wir die Erkenntnis von Danzigs vermittelnder Stellung im Zeitalter des Barocks dem Danziger Wirken Prof. Kindermanns, so hat er auch für die anderen Zeiträume ein besonderes Augenmerk auf die Danziger Eigenentwicklung gerichtet. So wurde von ihm beispielsweise für den Reichsberufswettkampf der Studenten im Jahre 1935/36 für die Germanisten der Technischen Hochschule das umfassende Thema gestellt: „Der völkische Gedanke als arterhaltende Kraft im Schrifttum und Lebensgepräge des grenzdeutschen Raumes Danzig." Es fiel dabei jedem der einzelnen Bearbeiter — bei einer so kleinen Anzahl von Fachstudenten an der Hochschule bestimmt keine leichte Aufgabe — ein abgegrenzt geschlossener Zeitraum zur Bearbeitung zu. Aus dem Gesamt der Arbeiten ergab sich

[1]) Vgl. auch die Aufsätze Prof. Kindermanns in Jg. 1 Heft 1, 5 und 10 des „Deutschen im Osten".

ein Überblick über Danzigs literarisches Gesicht von der Ordenszeit bis zur Gegenwart[2]). In gleicher Linie ließe sich für die germanistische Arbeit an der Danziger Hochschule, wie überhaupt für den Bereich der geisteswissenschaftlichen Abteilung in gleicher Art ein weites und ortsgebundenes Tätigkeitsfeld der Forschung erschließen, dessen Ergebnisse einiges erhoffen lassen könnten.

Eine der damaligen Reichsberufswettkampfsarbeiten aus dem deutschen Seminar der Technischen Hochschule Danzig hat eine wissenschaftliche Weiterbearbeitung gefunden und ist zur Dissertation ausgebaut worden. Die Arbeit liegt heute im Buchhandel vor: Dr. Irmgard Groß-Markner „Danzigs Dichtung und Geistesleben im Zeitalter Friedrichs des Großen" (Konrad Triltsch-Verlag, Würzburg-Aumühle 1939).

Diese Darstellung umfaßt rund gerechnet das letzte Jahrhundert aus jenem Zeitraum, in dem Danzig in seiner Geschichte ein Sonderschicksal neben dem des deutschen Reichsverbandes lebte. Am Ende nämlich der in der Arbeit zur Besprechung stehenden Zeit kam Danzig zu Preußen (1793) und nahm seitdem bis zum Ausgang des Weltkrieges Anteil an der gemeindeutschen geschichtlichen Entwicklung. Wollen wir erkennen, wie weit in der Danziger Dichtung des 18. Jahrhunderts sich eine Sonderstellung erkennen läßt, so wird gegen die Arbeit Irmgard Groß-Markners eine allgemeine Darstellung der deutschen literarischen Entwicklung in diesem Jahrhundert gehalten werden müssen. Ebenfalls aus dem deutschen Seminar unter Prof. Kindermann ist eine Dissertation hervorgegangen, die als Band in den „Neuen deutschen Forschungen" im vergangenen Jahre im Verlag Junker & Dünnhaupt, Berlin, erschienen ist: Dr. Horst Joswig „Leidenschaft und Gelassenheit in der Lyrik des 18. Jahrhunderts". Da die Lyrik, wie der Verfasser es darlegt, als Ausdruck des Seelenerlebnisses gleichzeitig als Maßstab der allgemeinen Einstellung zu Welt und Leben gewertet werden kann, werden die Erkenntnisse, die aus der Entwicklung der Lyrik im Laufe des 18. Jahrhunderts gewonnen werden, für die Entwicklung der Dichtung allgemein für dieses Jahrhundert in großen Zügen zutreffen. Ein nebeneinanderstellendes Vergleichen der beiden Danziger Arbeiten wird also in Umrissen erkennen lassen, inwieweit Danzigs Geistesleben auch im 18. Jahrhundert ein eigenes Gesicht hatte und welches die Umstände waren, die dazu führten.

Dem Vergleich vorausgestellt sei ein Überblick über die allgemein-deutsche in der Dichtung gespiegelte geistesmäßige Entwicklung im 18. Jahrhundert, wie sie sich aus Joswigs Arbeit ergibt. Er gründet seine Untersuchung auf die beiden Begriffe Gelassenheit und Leidenschaft, die eine hervortretende Bedeutung im Wortschatz des 18. Jahrhunderts haben. Es wird in den einzelnen Zeitabschnitten des Jahrhunderts ihr Sinn aus der Sprachanwendung der Dichter untersucht — und jeder Dichter der Zeit hat sich mit ihnen auseinandergesetzt — und ihr Bedeutungswandel wird genauestens in Halb- und Viertelstönen verfolgt. Dabei ergibt sich eine sorgsam gestufte Analyse der Geisteshaltung im ganzen Jahrhundert. Das Ergebnis ist, daß das 18. Jahrhundert als unter dem Zeichen der Gelassenheit stehende Einheit erkannt wird und daß die Leidenschaft nur als Durchgangsstation, wenn auch als die bedeutendste auf dem Wege, erscheint. Das 18. Jahrhundert geht von einer Vollstufe der Aktivität aus. Der Mensch ist aktiv im Seelisch-Geistigen und im Handeln. Christian Günther ist der Dichter, der als kennzeichnend für diese Anfangszeit erwähnt wird:

„Vereint Günther all das, was man von einer dichterischen Erscheinung erwartet, pulsierendes Seelenleben im Bild dessen, was man unter einer Persönlichkeit versteht, so ist er der Dichter der Aufklärungszeit deshalb, weil der Grund, auf dem seine Haltung erwächst, dieser ist: die Vernunft. Vernunft ist das grundlegende Prinzip seines Handelns, seiner Einstellung. So klingt es stolz aus seinem Schreiben an Herrn

[2]) Der „Danziger Vorposten" hat in seiner Beilage „Zwischen Norden und Osten" vom 28. März 1936 an laufend Auszüge dieser Arbeiten veröffentlicht.

Schubart von Lauban: „Ihm (dem Weisen) waffnet die Vernunft Leib, Großmut, Geist und Herze."

Und diese Vernunft ist ja das Neue, Große, das den Menschen zu einer Herrschaftsstellung ohnegleichen führt, gerade so gewaltig in dieser Zeit empfunden, da die unausgeglichene Doppelpoligkeit des Barock noch nachklingt. Es bleibt kein Zweifel in der neuen Vernunftsgläubigkeit offen, der durch irgendeine quälende metaphysische Bangigkeit bedingt wäre. Nichts mehr stemmt sich gegen das Verstehen durch die Vernunft, die Weisheit. Die Wahrheit ist kein Mysterium mehr, sondern harrt nur der zupackenden Vernunft zu ihrer mechanischen Ausdeutung. Damit rückt die Welt in ein geschlossenes Ordnungssystem. Und ist es da ein Wunder, daß dem Menschen, dem Dichter besonders, der sich dieser mächtigen Eigengewalt seiner Persönlichkeit bewußt wird, der Antrieb zu einem selbstbewußt sicheren Handeln erwächst, das gleichzeitig zu einer inneren großen Ruhe und Ausgeglichenheit führt?

Und Günther ist dieser Dichter und Mensch, man muß leider sagen fast einmalig, den die Aufklärung in jeder dichterischen Persönlichkeit hätte hervorbringen müssen, solange sie an die Herrschergewalt der Vernunft glaubte. Ein Wort umreißt bei Günther diese erhabene Aufklärerhaltung: Gelassenheit."

Ein Rückschritt in der Aktivität kennzeichnet die weitere Entwicklung. Man gab die Aktivität im äußeren Handeln auf und beschränkte sich auf die innere Aktivität. Die Anakreontik ist so zu verstehen. Ein blühendes Phantasiespiel wurde entfaltet, man verwahrte sich aber dagegen, daß die Folgerung von dem Gedichte auf die Lebensführung bezogen wird. Das Rokoko spiegelt also in der Dichtung nur eine erdacht heitere Welt vor und ist nicht Abbild einer erlebt heiteren. Im Gegenteil, die Grundlage dieser Dichtung ist eine Bitterkeit, die sich weiterhin im Laufe der Entwicklung zu einem allgemeinen Welt- und Lebenspessimismus steigert.

Der Einzelne vereinsamte und entdeckte dabei seine Seele. Klopstock befreite im Aufschwung des Gefühls die seelischen Regionen von den Schlacken des lebensmüden Pessimismus. Damit trat im Seelisch-Geistigen die Aktivität neu auf. Sie steigerte sich zur Leidenschaft, also zur Aktivität im äußeren Handeln und auch im Seelisch-Geistigen, im Sturm und Drang. Die Göttinger Hainbündler griffen nach dem Sturm und Drang zurück auf den Begriff der Gelassenheit, und Goethe verwirklichte in innerer und äußerer Aktivität eine neue Gelassenheit, die auf Seele und Verstand gleichzeitig aufbaute. Somit hat die Leidenschaft nur eine Bedeutung als Funktion im Dienste der Gelassenheit, weil sie die Seele freimachen mußte, damit sie neben den vorher einseitig herrschenden mechanischen Verstand treten konnte. Jahrhundertanfang und Jahrhundertende verwirklichten im Einklang von Seele und Verstand bei voller menschlicher Aktivität eine Haltung der Gelassenheit.

Soweit der Überblick über die eine Arbeit, die den allgemein deutschen Rahmen des Jahrhunderts darstellt, neben den das Danziger Bild dieser Epoche gehalten werden soll, wie es sich in dem Buch von Irmgard Groß-Markner abzeichnet. Bei dem Vergleich wird die Danziger Sonderstellung offenbar werden.

Die soziologischen Voraussetzungen schufen in Danzig geradezu prädestiniert günstige Bedingungen für eine Entwicklung der Dichtung in diesem Jahrhundert, das so gänzlich im Zeichen der Bürgerlichkeit stand. Denn Danzig war als Handelsstadt eine ausgesprochene Hochburg des Bürgertums, dessen reinste Ausprägung, der selbstbewußte „königliche Kaufmann", das Leben der Stadt bestimmte. Die Dichtung der reinen Nützlichkeitsethik, wie das Jahrhundert der Aufklärung sie bevorzugt vertrat, fand hier also ideale Voraussetzungen. Wenn sie sich dennoch in Danzig nicht zur Blüte von Großformat entwickelte, so ist dafür die geschichtliche Sonderstellung als ausschlaggebend zu erwähnen, die auch in diesem Jahrhundert Danzig ein eigenes Schicksal bestimmte.

Konnten die Länder des Reichsverbandes, abgesehen von den friderizianischen Kriegen verhältnismäßig unbe-

rührt von kriegerischen Ereignissen ihr Leben führen, so wurde Danzig vom Beginn des Jahrhunderts an unmittelbar von Kriegsgeschehen betroffen. Der nordische Krieg (1700—1721) zog die Stadt stark in Mitleidenschaft. Die Schweden rückten vor die Stadt, Russen, Sachsen, Polen durchzogen unter allen möglichen Erpressungen Danziger Gebiet. Im Kampf um den polnischen Königsthron nach 1733 erlitt Danzig eine schwere Belagerung durch Sachsen und Russen, als Stanislaus Leszczynski in der Stadt Zuflucht suchte. 1500 Tote, 1800 zerstörte Häuser, das war die Bilanz dieses Zwischenspiels. Während des siebenjährigen Krieges zogen russische Truppen Danziger Gebiet in Mitleidenschaft. Die Teilung Polens 1772 traf den Handel durch die Abtrennung vom Hinterland im tiefsten, bis dann die Eingliederung in Preußen 1793 endgültig Beruhigung brachte.

Man sieht, Danzigs Sonderschicksal kennzeichnet sich im äußeren Ablauf dieses Jahrhunderts durch einen kriegerischen Zug, der natürlich auch in der Dichtung einen Niederschlag fand. Da verwundert es auch nicht, daß bei einer allgemein zu beobachtenden viel männlicheren Haltung als im Reich auch Friedrich der Große einen begeisterten Danziger Sänger fand, der in den Reihen seiner Soldaten focht: Philipp Ernst Raufseysen, der in seinen Gedichten Töne findet, die man selten aus der deutschen Lyrik dieses Jahrhunderts hört:

Wohlauf! Itzt führt man uns zum Streit.
Erwache Heldenmut!
Heut kaufen wir die Ewigkeit
Für wenig Tropfen Blut.
Für Friedrich und fürs Vaterland
Zu sterben — welch ein Glück! —

Hält man dagegen die laue Art, in der die allgemeine deutsche Lyrik auf ähnliche Themen reagiert, so wird der Unterschied offenbar.

Joswig schreibt zu den Kriegs- und Grenadierliedern, die um Gleim herum entstanden:

„Viel weniger die aktiv kriegerische Größe des Preußenkönigs ist es, die zündend wirkt, er wird gepriesen als der Vertreter des Tugendideals. Und als wichtigen weiteren Grund seiner Verehrung möchte ich wieder einen sozialen ins Feld führen. Von Seiten des großen Königs hatte man keine Bedrückungen zu befürchten, unter denen man seelisch ohnehin gründlich litt. Gerade die ausgesprochen betonte Toleranz des Preußenkönigs dürfte es gewesen sein, die dem brüchigen Bürgertum wie ein Kräftigungsquell anmutete."

In dem letzten Zitat ist bereits ausgesprochen, daß die Haltung der Schwächlichkeit auf die Brüchigkeit in der Einstellung des Bürgertums zurückzuführen ist. Als Grund dafür, daß das Bürgertum in einen pessimistischen Defaitismus mit voller Passivität hineingeriet, bei gleichzeitiger fortschreitender Verzweiflung an den bürgerlichen Lebensidealen, führt der Verfasser in seiner Abhandlung unter anderem das soziale Moment an. Man kam von dem Gefühl der Unterdrückung durch den Adel im Zeitalter des Absolutismus nicht frei und sah sich derart gehemmt in der Entwicklung eines freien Lebensgefühls, aus der Aufklärungs-Vernunfts-Beherrschung der Welt.

Joswig weist darauf hin, daß selbst Ewald von Kleist, der den Danzigern von seinem Studienaufenthalt am Gymnasium bekannt war, dieser Depression aus sozialem Motiv heraus erliegt: „Es ist eine logische Folge aus der ganzen Einstellung, daß Kleists Hinwendung zum Landleben, zur Einsamkeit auf sozialer Grundlage erwächst.

(Das Landleben)

Freund, laß uns Gelddurst, Stolz und
Schlösser hassen,
Und Kleinigkeiten Fürsten überlassen.

Ein schärferer und haßgeladenerer, dabei in passiver Richtung verlaufender Ausdruck für die soziale Fundierung des schmerzvollen Empfindens des Scheitern der bürgerlichen Lebensideale ist wohl nicht zu denken."

Unter dieser Bedrückungserscheinung durch die Adelsherrschaft konnte Danzig in keiner Hinsicht leiden, da hierzu in einem Bereich, wo der Bürger unbeschränkt herrschte, gänzlich die Voraussetzungen fehlten. So zitiert Irmgard Groß-Markner von dem Danziger Jo-

St. Marien, Danzig

Madonna der Reinholdskapelle

hann Daniel Falk folgende Verse, die von kalter Abrechnung, aber durchaus nicht von Unterlegenheitsgefühlen sprechen:

„Ha, was stolzierst denn du auf Ahnen,
O hochgebohrner Taugenichts!
Du pflegst des Weidwerks, hegst Fasanen,
Und was verdankt dir Deutschland? —
Nichts."

Aus all dem geht hervor, daß die Danziger Geisteswelt aus ihrem Sonderschicksal eine viel festere und aktivere Haltung beweist, als sie sonst im deutschen Bereich in diesem Jahrhundert festzustellen ist, und daß die Dekadenzstimmung aus dem Gefühl des Scheitern des bürgerlichen Lebensideals hier so gut wie unbekannt ist. Worte wie Falk sie prägt, kennzeichnen allgemein die Haltung: „Fort mit allen müßigen Spekulationen, die den Menschen von seiner ursprünglichen Bestimmung, dem Handeln, abziehen," und:

„Nur ein Geschlecht sind Helden,
Künstler, Dichter:
Ihr schafft in That, wie sie in Wort
und Stein."

Zugegeben, daß die gleiche Haltung paralleler Aktivität im Seelisch-Geistigen und im Handeln — Tat und Dichtung in eins gesehen — in der Goethezeit im reichsdeutschen Bezirk ebenfalls heimisch ist, so kommt der Danziger Stimme doch eine gewisse Allgemeingültigkeit für den Gesamtbereich des Jahrhunderts zu, was im Allgemeinbild der deutschen Dichtung durchaus nicht der Fall ist.

In der zeitgebundenen Danziger Einstellung zeigte sich ein deutsches Nationalbewußtsein, das viel stärker als im Reich sich hier dokumentierte. Hören wir dazu den Stolz, mit dem man sich auf den gotischen Ursprung des Bodens, den man bewohnte, in einem Gedicht von Friedrich Klein beruft:

„Da, wo der Weichselstrom durch sichres
Ufer fließt,
Bis er, mit kühnem Lauf, sich in das
Meer ergießt:
Wo in dem Althertum ein Flecken nur
gewesen,
Den sich zum ersten Sitz ein Gothisch
Volk erlesen,
Auf diese Gegend warf Gott huldreich
seinen Blick."

Weiterhin hören wir von einem vor der Zeit des deutschen Bardensanges im Jahre 1746 erschienenen Drama des Danzigers Benjamin Ephraim Krüger „Vitichab und Dankwart, die allemannischen Brüder", das ein ausgesprochen nationalbewußtes deutsches Denken unter Beweis stellt:

„Des Vaterlandes Glück, das ist mein
Glück allein."

Und schließlich wollen wir erwähnen, was der Danziger Johann Jacob Mnioch vom Zusammenleben in der Gemeinschaft zu sagen weiß: „Da von dem Wohl des Staates das wahre Wohl aller Glieder desselben abhängt, so folget, daß man den allgemeinen Nutzen seinem Privatnutzen in allen Fällen vorziehen müsse." Mit Recht stellt Irmgard Groß-Markner dazu fest: „Auffallend modern mutet es an, was im Hinblik auf ein organisches Staatsleben vor nun fast 200 Jahren bereits erkannt wurde." Und tatsächlich: die Formulierung „Gemeinnutz geht vor Eigennutz" steht klar erkenntlich hinter den zitierten Zeilen. Es ist möglich, daß man die Psychologie des Wassers, dem die Danziger durch Weichsel und Meer schicksalsmäßig verbunden sind, für den offenen Blick für die Ganzheit, auch im Völkischen, mit heranziehen kann. Dieser Gedanke drängt sich auf, wenn Danzigs bekannter Sohn Georg Forster beispielsweise schreibt: „Nirgendwo als beim Anblick des unendlichen Meeres fühlt man anschaulicher, daß gegen die gesammte Gattung gehalten, das Einzelne nur die Welle ist, die aus dem Nichtseyn durch einen Punkt des abgesonderten Daseyns wieder in das Nichtseyn übergeht, indes das Ganze in unwandelbarer Einheit sich fortwälzt."

Nach all dem läßt sich wohl sagen, daß wie heute auch damals das Grenzdeutschtum auf dem Danziger Boden in starker Bewußtheit um nationale Belange lebte, im 18.

Jahrhundert sogar in auffallend stärkerem Maße als es sonst in der deutschen Dichtung der Zeit offenbar wird.

Es ist natürlich, daß neben den Eigenzügen im Danziger Geistesleben in diesem Jahrhundert sich auch jene Züge spiegeln, die das allgemeindeutsche Bild des Jahrhunderts ausmachen. So finden wir die Gelassenheit betont, finden die Töne der Naturverehrung eines Barockes und finden auch Klänge, die an die trübe pessimistische Stimmung erinnern, wie sie vorher gekennzeichnet wurde. Daß die Erlebnisgrundlage in dieser Richtung aber nicht allzu stark ist, läßt sich leicht belegen. Es wird hier vielmehr eine Imitation des allgemeindeutschen Beispiels anzusetzen sein. Und das kann schließlich nicht sonderlich überraschen, wenn wir daran denken, daß die berühmte Gottschedin, die geborene Danzigerin Luise Adelgunde Viktoria Kulmus, sowie die Mutter Schopenhauers und andere Kinder der Hansestadt im Raume des Reiches eine beachtliche Rolle gespielt haben, so daß Rückwirkungen und gegenseitige Beeinflussung sich von selbst ergeben.

Garten der Dichtung

Auf leere Seiten hat dein Mund
Gehaucht in Zärtlichkeit und Liebe —
Da tauchten Zeichen aus dem Grund
Als wär es Geisterhand, die schriebe.

Und durch die Zeichen rauscht es hin
Wie Wasserfall und Wogenschäumen.
Ich fühlt mich stark und wußt: Ich bin
Dir gleich in meinem frohen Träumen.

Du sprachst mit leiser Stimme aus
Das Wort, das Bild, das sanft mich bannte,
Und das im öden dunkeln Haus
Die schöne Leuchte mild entbrannte.

Nun reck ich selbst die Hand,
Magie zu üben in der Stille.
Und sieh! Es weichen Tür und Wand,
Rings: Gärten — goldne Sommerfülle —

Da bietet sich, zu pflücken leicht,
Die Frucht am hold beladnen Aste,
Und wie mit hundert Händen reicht
Der Überfluß sich hin dem Gaste.

Lothar P. Manhold

Eine Geschichte der Danziger Malerei vom Mittelalter bis zum Barock

Die Strukturforschung in der Kunstgeschichte – Ein mutiger Vorstoß des Danziger Professors Dr. Drost

„Im Kolonisationsgebiet haben die Künstler bisweilen frisch und unbekümmert einen Vorstoß gewagt, wohl gerade, weil sie so fern von den traditionsgebundenen Schulen waren. So will auch diese von der Gelegenheit eingegebene Schrift eine neue Kerbe zu hauen versuchen."

Mit diesem bekenntnishaften Wort beschließt Willi Drost die Einführung zu seinem Werk „Danziger Malerei vom Mittelalter bis zum Ende des Barock" und er schlägt damit schon den Grundton an, von dem aus seine Arbeit aufgefaßt werden will. Daß sie in Danzig entstanden ist, hat seinen tieferen Sinn. Auf diesem zu allen Zeiten hart umkämpften deutschen Volksboden an der Weichselmündung, in dieser auch heute wieder im Brennpunkt der politischen Interessen Osteuropas liegenden Stadt Danzig, hat sich die geistige Haltung und die kulturschöpferische Leistung des Hanseatentums in besonders eindrucksvoller Weise dokumentiert. Für die Bildende Kunst im mittelalterlichen Danzig gilt, was Dehio in seiner „Geschichte der deutschen Kunst" sagt: „Die Deutschen der hanseatischen Welt und des Ordensstaates waren Tatmenschen; was in der Baukunst ihrer Phantasie Antrieb gab, war der große Zweck, die Beziehung auf die Aufgaben der Gemeinschaft; für die ideale Zwecklosigkeit der Malerei hatten sie keinen Sinn." Zweifellos sind die Männer und Frauen, die im 15. Jahrhundert in den Osten gingen, um mit der Hanse und mit dem Orden das Deutschtum vorwärts zu tragen, Menschen der realen Tat gewesen, deren Kunstwille sich ausschließlich auf die Gestaltung ihres Gemeinschaftslebens richtete. So sind in Danzig die gewaltigen Bauwerke entstanden, die noch heute als Wahrzeichen der Stadt weithin ostwärts ins Land schauen. Zunächst sammelte sich, wie Willi Drost es ausführt, der Gestaltungswille auf die Baukunst. „Dann folgte die Skulptur. Zögernd und unsicher erwachten in verhältnismäßig später Zeit Wunsch und Vermögen, sich mit den Mitteln der Malerei auszudrücken." Diese Reihenfolge ist durchaus kennzeichnend für das Kunstschaffen in einem Kolonisationsgebiet. Die Geschichte der Danziger Malerei beginnt also mit dem Neubau der Marienkirche im Anfang des 15. Jahrhunderts. Das Entstehen einzelner Kapellen im Innern des Kirchenraumes ließ plötzlich die Aufgabe einer malerischen Ausgestaltung erstehen. Damit begannen die ersten Ansätze einer Danziger Malerei. Das wechselvolle Geschick der Stadt Danzig bedingte naturgemäß auch einen gleichzeitigen Wechsel im Blühen und Welken des Kunstschaffens der Stadt. Es gibt also nach reichen Schaffenszeiten Perioden des absoluten Stillstandes, in denen der Faden der Entwicklung völlig abreißt, um sich später wieder an ganz anderer Stelle anzuknüpfen. Die Kunstforschung der Historiker steht hier vor Zeiträumen der ohnehin noch wenig erforschten Danziger Malerei, mit denen wenig zu beginnen ist.

Aus einer äußerlichen Veranlassung stand Professor Dr. Willi Drost, der Leiter des Danziger Stadtmuseums, vor der Aufgabe, einen Abriß der Epochen der Danziger Malerei in Danzig zu geben. Diese Aufgabe führte ihn „mit innerer Notwendigkeit zu einer Revision der methodischen Mittel kunstgeschichtlicher Forschung und weiter zur Besinnung darüber, was im besonderen den historischen Bestandteil innerhalb der Kunstgeschichte ausmache und worin sich diese Disziplin grundsätzlich von der Geschichtswissenschaft unterscheide". Aus diesen Überlegungen ist der Verfasser von der reinen Beschreibung der Kunst, wie sie heute in der Methodik aller Kunsthistoriker liegt, und von der Darstellung des zeitlichen Ablaufs der Dinge zu der Betrachtung der Struktur der Kunstwerke

vorgestoßen. „Seit es eine Wissenschaft von der durch Menschen geformten Materie gibt, zweifelt wohl niemand daran, daß die Gestalt des Werkes ein getreuer Spiegel des Wesens seines Verfertigers ist, in welchem zugleich in unerforschlicher Weise die unendlich vielfältigen geistigen und physischen Bedingungen der Zeit mitwirken. Wenn Äußeres und Inneres, Körper und Geist aber eine Einheit ist, so muß es für die Wissenschaft von der sichtbaren geformten Welt als ein erstes Ziel erscheinen, die Mittel zu möglichst exakter und systematisch anzuwendender Methode auszubilden, mit denen der sinnliche Tatbestand des Geschaffenen ausgeschöpft werden kann; exakter, als es einer noch so einfühlsamen und schönen Beschreibung möglich ist."

Von seiner ursprünglichen Aufgabe also, eine Geschichte der Danziger Malerei zu schreiben, ist der Verfasser in das Neuland einer von einem völlig anderen Blickwinkel bestimmten Betrachtungsweise der Kunst vorgedrungen. „So ist denn neben der Ausbreitung der Danziger Gemälde vom Mittelalter bis zum Barock der Sinn dieser Schrift, ohne Umwege wie Berücksichtigung des Kulturganzen oder der Genesis der Werke eine wissenschaftlich mögliche Verbindung von dem Außen zum Innen, von der Feststellung der sinnlichen Tatsache zu ihrer Deutung zu finden oder doch wenigstens diese Aufgabe mit Nachdruck aufzustellen." Weit über die an den geistigen Raum Danzigs gebundene Darstellung der Danziger Malerei hinaus, erfüllt dieses ungewöhnliche Werk also den Zweck, eine neue Methode der Kunstbetrachtung anzuwenden, die der Verfasser Strukturforschung nennt. Er kommt dabei zu den interessantesten Blickpunkten und Rückschlüssen und läßt kunstgeschichtlich längst rubrizierte Werke vor uns in einem völlig neuen Licht erstehen. Er lehrt uns die ungeschriebenen Gesetze des künstlerischen Schaffens deutlicher erkennen: das Zusammenwirken der vielen Kräfte, die das Entstehen eines Kunstwerkes ermöglichen. Dabei betrachtet er zuerst die ja immer sehr aufschlußreiche Themenstellung eines Bildes und dann die formale Lösung, das heißt, die Linienführung und die Farbgebung. Er kommt dabei zu der interessanten Feststellung, daß bestimmte Zeiten bestimmte Formen bevorzugten. So z. B. — immer an Hand der Danziger Bildwerke — lassen die ersten Zeugnisse der Danziger Malerei, die spätgotischen Altäre der Marienkirche, eine freie Symmetrie der Konturen erkennen, während in der Farbgebung eine auffallende Kleinteiligkeit vorherrscht. Das Mittelalter bevorzugte starke Kontraste in der Lebensführung wie auch in der Malerei. Das Barock dagegen zeigt in Linie und Farbe eine versöhnlichere Weichheit, etwas Fließendes und Geschmeidiges — anstelle des Kontrastes den Ausgleich.

Es ist sicher, daß diese Art der Betrachtung, die hier nur ganz grob gekennzeichnet ist, zu sehr tiefen Rückschlüssen führen kann, wenn sie von einer intuitiven Persönlichkeit ausgeübt wird. Prof. Dr. Willi Drost vereinigt in sich in glücklicher Weise die unbedingte Fundiertheit und den wägenden Verstand des strengen Wissenschaftlers mit der leidenschaftlichen Gefühlskraft des echten Künstlers. Seine Persönlichkeit verbürgt die Tatsache, daß die von ihm angewendete Methode der Strukturforschung keine bloße Hypothese ist, sondern wirklich ein Weg, an das Wesen eines Kunstwerkes heranzukommen. Der reiche Schatz der in den Danziger Kirchen und Sammlungen vorhandenen Gemälde hat ihm überdies ausreichende Gelegenheit gegeben, die Gültigkeit seiner Methode in jeder Hinsicht zu erweisen. So sehen wir sein Werk im ersten Teil als eine ganz hervorragende Darstellung der Danziger Malerei an und nehmen im zweiten Teil mit höchstem Interesse die „Grundlegung zur Strukturforschung" auf, die im übrigen alle gegen sie möglichen Einwände in sehr überzeugender Weise vorwegnimmt. Jedenfalls dokumentiert sich in diesem Werk, das wissenschaftlich, künstlerisch und weltanschaulich ein Bekenntnis darstellt, die Lebensarbeit einer Persönlichkeit und stellt sich dem Urteil seiner Zeit.

Das vom „Verlag für Kunstwissenschaft" Berlin und Leipzig vorbildlich betreute Buch enthält 230 Textseiten im Großformat und 81 Lichtdrucktafeln Danziger Gemälde, die jedem Kunstliebhaber ein sehr wertvoller Schatz sein können.

Hanns Strohmenger

Danzigs Bedrohung durch Gdingen

Die Entwicklung des Danziger Hafens seit Versailles – Die Danzig-polnische Hafenverständigung und ihr Ergebnis

Mit der Änderung der politischen Karte Osteuropas durch den Machtspruch von Versailles hat auch eine Verlagerung gewisser Kräftegruppierungen im wirtschafts- und verkehrspolitischen Sinne bei einer Reihe von Anliegerstaaten der Ostsee Platz gegriffen. Am deutlichsten ist diese Tatsache bei dem neuerstandenen polnischen Staat festzustellen, der — ausgehend von der Erfüllung seiner Forderung nach einem freien Zugang zum Meere und unter Anpassung an besondere politische und wirtschaftspolitische Konstellationen in Europa — eine Drehung der bis dahin in erster Linie gültigen Warenverkehrsachse vornahm und mit der fortan bewußten Betonung der Süd-Nord-Richtung seinem Außenhandelsverkehr in erster Linie den Weg über die kaum 100 km lange Seegrenze des Danzig-polnischen Zollgebiets wies.

Nachdem Danzig vom Deutschen Reich losgelöst worden war, um als Mündungshafen der Weichsel Polens freier Zugang zum Meere zu sein, nachdem dieses vom Deutschen Reich losgelöste Danzig in die Zollgrenzen Polens eingeschlossen und damit dem polnischen Zolltarif und der polnischen Zollgesetzgebung unterworfen worden war, hätte der Weg für einen starken Aufstieg Danzigs als Hafen, als freier Zugang Polens zum Meere offen sein müssen.

Wer einen Blick auf die Statistik des seewärtigen Warenverkehrs über Danzig wirft, wird in der seit Versailles verflossenen Zeitspanne vier Abschnitte deutlich voneinander zu unterscheiden vermögen: den ersten, der die Zeit bis 1923 einschließlich umfaßt, den zweiten, der von 1924 bis 1928 einschließlich reicht, den dritten, der von 1929 bis 1933 führt, den vierten, der seither besteht.

Der erste dieser Abschnitte ist gekennzeichnet durch die politischen und wirtschaftlichen Nöte, die auf dem Hinterlande des Danziger Hafens lasten und sich aus den Auswirkungen der Kriegszeit ebensosehr erklären wie aus den Schwierigkeiten beim Aufbau eines einheitlichen Staats- und Wirtschaftsgefüges unter polnischer Hoheit. Der Hinweis auf den bolschewistisch-polnischen Krieg und den in den nächsten Jahren einsetzenden Inflationstaumel möge genügen, um die Hemnisse für einen systematischen Aufbau des polnischen Außenhandels zu illustrieren. Für den Danziger Hafen bedeuten diese schweren Übergangsjahre nach anfänglicher starker Einfuhr von Lebensmitteln für die notleidende Bevölkerung Polens eine wesentliche Verkehrsschrumpfung gegenüber den letzten Vorkriegsjahren, in denen jährlich rund 2,3 Millionen Tonnen an den Kaimauern und Ladeplätzen des Danziger Hafens umgeschlagen worden waren.

Der zweite Abschnitt beginnt 1924, Polen hat sich eine feste Währung geschaffen. Polen ist gewillt, seine Handelsbilanz aktiv zu gestalten, es drosselt seine Einfuhr, um gleichzeitig seine Ausfuhr zu fördern. Zwischen Polen und seinem östlichen Nachbarlande, der Sowjet-Union, ist bisher ein Handelsvertrag nicht geschlossen worden; jetzt, im Jahre 1925, bricht ein Zollkrieg zwischen Polen und seinem westlichen Nachbarlande, dem Deutschen Reiche, aus. Die Tendenz, den polnischen Seehandel auszubauen und zu weiten, erfährt zwangsläufig durch den deutsch-polnischen Zollkrieg eine Unterstreichung. Polen bemüht sich, den Verlust des deutschen Absatzmarktes für seine Kohle auszugleichen durch die Erschließung neuer Absatzgebiete namentlich in den nordeuropäischen Ländern. Da bricht 1926 in England der Bergarbeiterstreik aus. Eine Hochkonjunktur für den seewärtigen Kohlenexport Polens setzt ein. Von rund 600 000 To. im Jahre 1925 steigt die Kohlenausfuhr über Danzig im Jahre 1926 auf 3,4 Millionen To., auf 4,1 Millionen To. im nächsten Jahre, auf 5,3 Millionen To. im Jahre 1928. Die Kohle beherrscht den Ausfuhrverkehr über Danzig, während in

dem in den Jahren 1927 und 1928 stark ansteigenden Einfuhrumschlag das mengenmäßige Schwergewicht bei Erzen und Schwefelkies liegt. Zahlenmäßig ist folgende Entwicklung des seewärtigen Warenverkehrs über Danzig in dem Jahrfünft von 1924 bis 1928 festzustellen: Es betrug in To.

	die Einfuhr	die Ausfuhr	insgesamt
1924	738 071	1 636 485	2 374 556
1925	690 779	2 031 969	2 722 748
1926	640 695	5 659 604	6 300 299
1927	1 517 194	6 380 419	7 897 613
1928	1 832 409	6 783 273	8 615 682

Gegenüber der Vorkriegszeit hat sich der Umschlag im Danziger Hafen nahezu vervierfacht, allerdings kommt dieser mengenmäßige Aufstieg nicht dem Danziger Handel zugute, da die jetzt ausschlaggebenden geringwertigen Massengüter wie die Kohle und die Erze Danzig nur im Durchgangsverkehr berühren, um durch einen äußerst stark mechanisierten Umschlag mittels großzügiger maschineller Einrichtungen in kürzester Zeit vom Eisenbahnwagen in den Verladeraum des Schiffes und umgekehrt befördert zu werden.

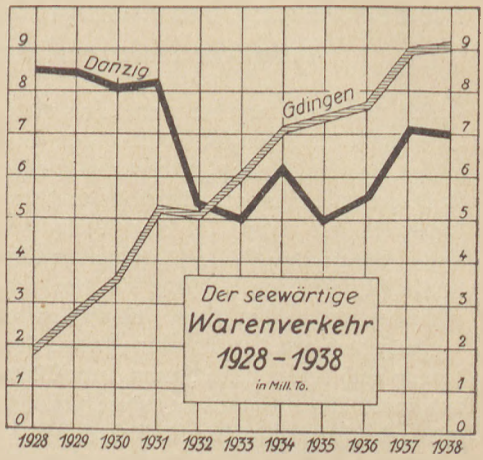
In diesen zweiten Abschnitt fällt die Durchführung eines umfangreichen Programms zum Ausbau des Danziger Hafens, dessen Leistungsfähigkeit namentlich durch den Bau des Massengutbeckens in Weichselmünde eine sehr beträchtliche Steigerung erfuhr.

Der dritte Abschnitt bringt nach anfänglichen kleineren Schwankungen einen besorgniserregenden Rückgang des seewärtigen Warenverkehrs über Danzig, wie er aus folgenden Angaben ersichtlich ist: Es betrug in To.

	die Einfuhr	die Ausfuhr	insgesamt
1929	1 792 951	6 766 699	8 559 650
1930	1 090 631	7 122 462	8 213 093
1931	754 300	7 576 205	8 330 505
1932	428 103	5 047 949	5 476 052
1933	493 167	4 659 808	5 152 975

Die Ursachen für diesen Niedergang des Umschlages im Danziger Hafen sind nicht etwa in Auswirkungen der einsetzenden Weltwirtschaftskrise auf das Hinterland des Danziger Hafens zu suchen, sondern in der Tatsache, daß eine Aufteilung des polnischen seewärtigen Warenverkehrs vor sich geht, seitdem die polnische Regierung im Jahre 1924 begonnen hat, in wenigen Kilometern Entfernung von Danzig einen neuen freien Zugang zum Meere zu errichten: den Hafen von Gdingen.

Erbaut durch den polnischen Staat, betrieben durch den Staat, gefördert durch den Staat mit allen ihm zur Verfügung stehen-



den Mitteln, erfolgt die Einschaltung des Hafens von Gdingen in einem Tempo, das in folgenden Zahlen am eindrucksvollsten seinen Widerhall findet: Es betrug in Gdingen in To.

	die Einfuhr	die Ausfuhr	insgesamt
1926	179	413 826	414 005
1927	6 702	889 439	896 141
1928	192 711	1 767 058	1 959 769
1929	329 644	2 492 858	2 822 502
1930	504 117	3 121 631	3 625 748
1931	558 549	4 741 565	5 300 114
1932	432 887	4 761 400	5 194 287
1933	870 704	5 235 162	6 105 866

Weil Polens seewärtiger Warenverkehr trotz seiner erheblichen Steigerung nicht ausreicht, um auch nur die Leistungsfähigkeit des stark ausgebauten Danziger Hafens restlos in Anspruch nehmen zu können, mußte Gdingen zu einem Aderlaß für den Danziger Hafen werden. Im Laufe weniger Jahre sind zahlreiche Warenarten mehr oder weniger ganz von Danzig nach Gdingen gelenkt worden, andere Warenarten, die durch Maßnahmen der polnischen Regierung auf dem Seewege zur Einfuhr nach Polen geleitet wurden, sind ausschließlich Gdingen zugute gekommen. Niedergang in Danzig — Aufstieg in Gdingen! Im Jahre 1933 hat Gdingen erstmalig den Verkehr des Dan-

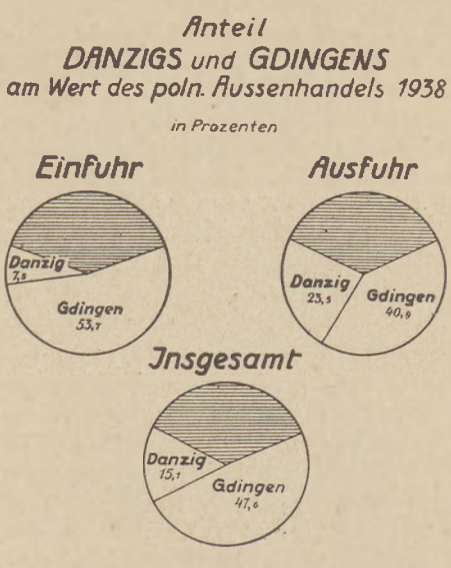
ziger Hafens mit seiner jahrhundertealten Tradition überholt. Das Ergebnis dieses ungleichen Wettbewerbs zwischen dem als Staatshafen ohne Ansehen der Frage der Rentabilität betriebenen Hafen von Gdingen und dem nach privatwirtschaftlichen Grundsätzen arbeitenden Hafen von Danzig kommt in folgender Übersicht zum Ausdruck:

Von dem über die Danzig-polnische Seegrenze gegangenen Warenverkehr entfielen in Prozenten:

	auf Danzig	auf Gdingen
1929	75,2	24,8
1930	69,2	30,8
1931	61,1	38,9
1932	51,3	48,7
1933	45,8	54,2.

Es kann sich im Rahmen dieses kurzen Aufsatzes nicht darum handeln, im einzelnen den zahlenmäßigen Nachweis für die Ablenkung des Verkehrs von Danzig nach Gdingen zu erbringen. Aus der Fülle des geradezu erschütternden Materials seien einige wenige Beispiele herausgegriffen und nachstehend als Diagramm dargestellt. Ein jedes Wort des Kommentars erübrigt sich angesichts dieser nüchternen Schaubilder.

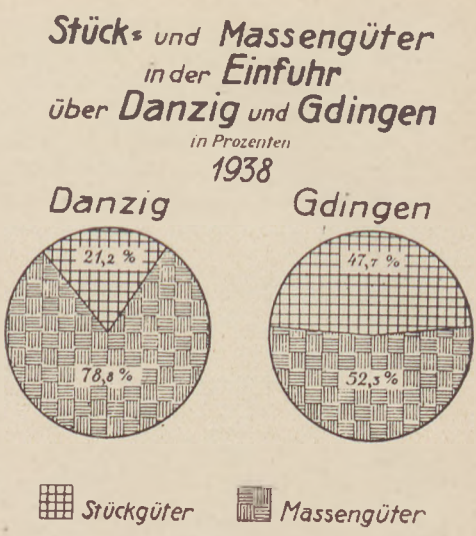
Angesichts der unverkennbaren Bedrohung Danzigs durch Gdingen hatte die Danziger Regierung im Mai 1930 versucht, durch einen Klageantrag beim Hohen Kommissar des Völkerbundes in Danzig den Rechtsanspruch Danzigs auf volle Ausnutzung seines Hafens durch Polen geltend zu machen. Drei Jahre hindurch haben sich die Instanzen des Völkerbundes mit dem Rechtsstreit Danzig-Gdingen beschäftigt. Der Niedergang des seewärtigen Warenverkehrs über Danzig setzte sich ungehindert fort. Von um so größerer Wichtigkeit war es daher, daß die nationalsozialistische Regierung der Freien Stadt Danzig unmittelbar nach ihrem Dienstantritt im Juni 1933 die Aufgabe anpackte, an die Stelle fruchtloser Verhandlungen vor den Genfer Instanzen eine direkte Verständigung mit Polen treten zu lassen. Das erste Problem, das zur Diskussion gestellt wurde, war das Schicksal des Danziger Hafens. Der hemmungslose Wettbewerb zwischen Gdingen und Danzig mußte beseitigt, mußte normalisiert werden. Sollte ein Ruin Danzigs vermieden werden. Am 5. August 1933 wurde ein Danzig-polnisches Übereinkommen über die Ausnutzung des Danziger Hafens durch Polen unterzeichnet, in dem die Danziger Regierung sich dazu bereit erklärte, für die Dauer dieses Übereinkommens ihren Klageantrag auf volle Ausnutzung des Danziger Hafens auf sich beruhen zu lassen, während die polnische Regierung die Verpflichtung übernahm, dem Danziger Hafen die gleiche Beteiligung am Ein-, Aus- und Durchfuhrverkehr Polens „unter Berücksichtigung der Quantität und Qualität der Ware" zu gewährleisten wie dem Hafen von Gdingen. Diese Verpflichtung Polens erhielt in gewisser Beziehung einen konkreten Inhalt nach der praktischen Seite durch ein in Warschau am 18. September 1933 unterzeichnetes Protokoll, dem eine Liste aus 44 für die Aufrechterhaltung der Struktur des Danziger Hafenverkehrs wichtigen Warenarten beigegeben wurde, von denen Polen bestimmte Mindestmengen im Laufe eines Jahres über den Danziger Hafen gehen zu lassen sich verpflichtete. Gegen Ende 1933 traten diese Vereinbarungen in Kraft, um zweimal um je ein Jahr verlängert zu werden.



Sie sind, nachdem auf Antrag der Danziger Regierung erneut Verhandlungen mit der polnischen Regierung geführt worden waren, durch die Vereinbarung vom

5. Januar 1937 ergänzt worden. Hiernach ist das Warschauer Protokoll vom 18. September 1933 auf 3 Jahre, d. h. also bis zum 31. Dezember 1939, verlängert worden. Außerdem enthält die neue Vereinbarung u. a. Bestimmungen, die die gleichmäßige Behandlung der Häfen Danzig und Gdingen durch die polnische Regierung gewährleisten sollen. Die Danziger Regierung ihrerseits erklärte, in der Behandlung polnischer am Umschlag im Danziger Hafen beteiligten Wirtschaftsunternehmungen keinen Unterschied gegenüber Danziger Unternehmungen zu machen, eine Erklärung, die die Danziger Regierung in die Tat umsetzte, indem sie nach Besprechungen mit Vertretern polnischer Wirtschaftskreise eine Reihe von Maßnahmen getroffen hat, durch die den polnischen Wirtschaftskreisen die Benutzung des Danziger Hafens wesentlich erleichtert wurde.

Im Zeichen der Danzig-polnischen Hafenverständigung begann 1934 der vierte Abschnitt in der Entwicklung des seewärtigen



Warenverkehrs über Danzig. Der Umfang des Güterumschlages im Danziger Hafen im Vergleich zu demjenigen des Hafens von Gdingen in dem Jahrfünft von 1934 bis 1938 geht aus folgender Zusammenstellung hervor: Es betrug in To.:

	Die Einfuhr über Danzig—Gdingen		Die Ausfuhr über Danzig—Gdingen		Der Gesamtumschlag über Danzig—Gdingen	
1934	655 763	991 544	5 713 181	6 200 369	6 368 944	7 191 913
1935	778 532	1 111 844	4 324 246	6 362 599	5 102 778	7 474 443
1936	953 154	1 335 456	4 675 002	6 407 490	5 628 156	7 742 496
1937	1 515 822	1 718 004	5 684 849	7 288 173	7 200 671	9 006 177
1938	1 547 866	1 526 536	5 583 886	7 646 902	7 131 752	9 173 438

Aus obigen Zahlen geht hervor, daß mengenmäßig der Gesamtumschlag im Hafen von Gdingen seit dem Jahre 1934 ununterbrochen erheblich größer gewesen ist als derjenige im Hafen von Danzig, er hat im Jahre 1938 den Güterumschlag im Danziger Hafen um nicht weniger als 2 041 686 To., d. h. um 28,6 v. H. übertroffen!

Was nicht weniger bedeutsam ist, ist die Feststellung, daß die Struktur des seewärtigen Warenverkehrs über Danzig gerade im Laufe der letzten Jahre namentlich in der Einfuhr eine weitere, außerordentlich bedrohliche Verschlechterung erfahren hat. Die durch mannigfache Förderungsmaßnahmen der polnischen Regierung vor einer Reihe von Jahren bereits eingeleitete Ablenkung besonders des Stückgutverkehrs von Danzig nach Gdingen hat trotz der Warenliste vom 18. September 1933 ihre Fortsetzung genommen. Die graphischen Darstellungen der Abwanderung einzelner Warenarten von Danzig nach Gdingen lassen die Tendenz zu einer immer stärkeren Ausschaltung Danzigs aus dem Stückgüterverkehr und damit eine Benachteiligung gegenüber Gdingen erkennen, wie sie auch aus folgender Gegenüberstellung ersichtlich ist:

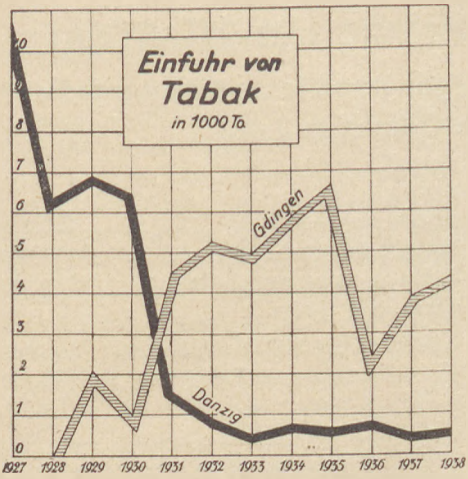
Von der Einfuhr entfielen in Prozenten auf

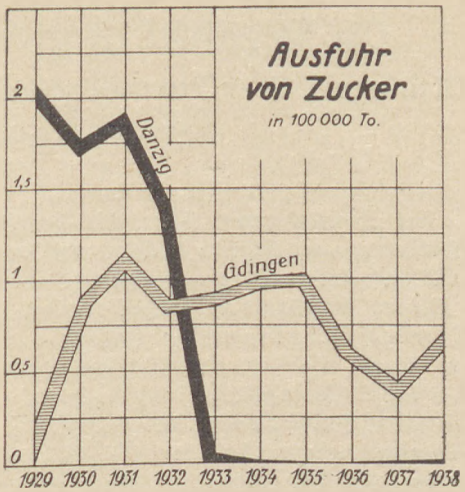
	Stückgüter		Massengüter	
	1932	1938	1932	1938
in Danzig	50,4	21,2	49,6	78,8
in Gdingen	31,3	47,7	68,7	52,3

Allein die Tatsache, daß im Jahre 1938 von der Gesamteinfuhr über Danzig in Höhe von 1 547 866 To. auf ein geringwertiges Massen-Durchgangsgut, wie es Erze und Schwefelkies darstellen, nicht weniger

Pelplin

Wandbild, Gruppe von zwei Aposteln





als 1 073 886 To., d. h. nahezu 70 v. H., entfielen, wirft ein Schlaglicht auf eine Entwicklung, deren Gefahren für Danzig nicht erst betont zu werden brauchen.

Während im Danziger Hafen zahlreiche Lagerhallen und Magazine für die Einlagerung von Stückgütern leerstehen, sind die Hallen in Gdingen überfüllt, sie reichen nicht mehr aus. So kann es nicht überraschen, daß unter Berücksichtigung der Wertverhältnisse ein geradezu erschreckendes Mißverhältnis zwischen Danzig und Gdingen Platz gegriffen hat, wie es folgender Zusammenstellung zu entnehmen ist:

An dem Wert des polnischen Außenhandels waren 1938 beteiligt:

	der Danziger Hafen	der Gdingener Hafen
in der Einfuhr mit	7,5 v. H.	mit 53,7 v. H.
in der Ausfuhr mit	23,5 v. H.	mit 40,9 v. H.
insgesamt	mit 15,1 v. H.	mit 47,6 v. H.

Zieht man das Fazit aus den vorangegangenen Feststellungen, so muß man zu dem Ergebnis gelangen, daß die „gleiche Beteiligung" des Danziger Hafens am polnischen seewärtigen Warenverkehr weder quantitäts- noch qualitätsmäßig vorliegt. Der Umschlagswert des über Gdingen gegangenen Verkehrs ist von Jahr zu Jahr größer geworden als derjenige des Danziger Hafens. Die polnische Regierung hat damit ihre Verpflichtung dem Danziger Hafen gegenüber nicht erfüllt.

Doch damit nicht genug! Hinter der zahlenmäßigen Darlegung der Entwicklung des Danziger seewärtigen Warenverkehrs verbirgt sich eine andere, große Sorge der Danziger Hafenwirtschaft: Die bedrohliche Ausdehnung des polnischen Elements im Betriebe der Danziger Hafenwirtschaft. Wenn von polnischer Seite festgestellt worden ist, daß im Jahre 1938 von der in den Danziger Hafen eingelaufenen Tonnage bereits mehr als die Hälfte durch polnische Firmen abgefertigt wurde, daß in der Spedition auf polnische Firmen im gleichen Jahre ein Anteil von fast 43 v. H. entfiel, daß nahezu 70 v. H. des über Danzig gegangenen Handels in polnischen Händen lag, dann fallen nicht nur die immer wieder gerade auch im Zusammenhang mit dem Ausbau Gdingens von polnischen Stellen gegenüber Danzig erhobenen Vorwürfe in sich zusammen, als habe die polnische Wirtschaft im Danziger Hafen nicht die rechte Entwicklungsmöglichkeit gehabt, sondern es tritt auch in aller Eindeutigkeit die Tatsache in die Erscheinung, daß der Atemraum der deutschen Hafenwirtschaft Danzigs eine besorgniserregende Schrumpfung erfahren hat.

Weil dem so ist und weil, solange Danzig besteht, das Schicksal des Danziger Hafens von ausschlaggebender Bedeutung für das Wohl oder Wehe Danzigs als Wirtschaftsplatz gewesen ist, und weiter sein wird, erscheint die Forderung nur allzu berechtigt, dem Problem des Danziger Hafens eine Lösung zu geben, die die Lebensfähigkeit der deutschen Hafenwirtschaft sicherstellt und damit eine der wichtigsten Voraussetzungen für die Erfüllung der deutschen Mission Danzigs endgültig schafft.

Dr. Kurt Peiser.

Die Weichsel ist nicht Polens Handelsstrom

Zahlen und Tatsachen widerlegen die geographischen Scheinargumente gegen Danzigs Rückkehr zum Reich

Als Hauptargument gegen die deutsche Forderung nach Rückkehr Danzigs zum Reich und nach Änderung der untragbaren Verhältnisse am Unterlauf der Weichsel wird polnischerseits der wirtschaftliche Zusammenhang mit dem durch die Weichsel beherrschten Hinterland angeführt. Polen braucht den Danziger Hafen, da er an der Mündung des Stromes gelegen sei, der die natürliche Lebensader des polnischen Wirtschaftsverkehrs bilde.

Diese polnische Propagandathese ist nicht neu. Sie hat bereits im Jahre 1919 als Grundlage der in Versailles getroffenen Lösung dienen müssen, und ist in den zwanzig Jahren, die seitdem vergangen sind, ständig wiederholt worden, ohne jedoch dadurch an Stichhaltigkeit gewonnen zu haben. Natürlich wird niemand der Feststellung des polnischen Außenministers Beck widersprechen wollen, daß diese geographische Lage Danzigs „eine Wahrheit ist, die keine neuen Formen zu verwischen vermögen". Es geht jedoch gar nicht um diese banale Tatsache, die jeder Sextaner in seinem Schulatlas feststellen kann, sondern um die Frage, ob allein aus dieser geographischen Lage Rechtstitel und moralische Ansprüche hergeleitet werden können. Zur Beantwortung dieser Frage bedarf es keiner neuen Formeln, sie kann an Hand von einwandfreien Tatsachen und Ziffern, die zumeist aus polnischen Statistiken entnommen sind, leicht erteilt werden.

Die Verallgemeinerung des Grundsatzes, daß der Besitz des Hauptstromes einen Anspruch auf die Mündung bedinge, müßte dazu führen, daß nicht nur Deutschland das niederländische Rotterdam, sondern auch Ungarn das rumänische Galatz, Jugoslawien das griechische Saloniki, Spanien die portugiesische Hauptstadt oder den Hafen Porto, Frankreich die niederländische Maasmündung, Bulgarien das türkische Eno fordert. Die Reihe dieser Beispiele ließe sich noch endlos erweitern. Abgesehen davon hat Polen jedoch in den zwanzig Jahren seit Versailles nichts getan, um den Beweis für seine unrichtige Propagandathese wenigstens nachträglich zu liefern und sich durch schöpferische Leistung den moralischen Anspruch auf den erhandelten Besitz zu erwerben. Anstatt dessen ist festzustellen, daß Polen

1. seit 1920 die Weichsel weder als Handelsstraße angesehen und praktisch benutzt, noch
2. diesen angeblich unentbehrlichen Weg zum Meer in Stand gehalten oder gar verbessert hat.

Bei den gewaltigen Anstrengungen, die Polen gemacht hat, um seinen Außenhandel seewärts zu lenken, hätte man annehmen können, daß der Güterverkehr auf der Weichsel gewaltig angestiegen wäre. Das Gegenteil ist der Fall. Den Beweis erbringen folgende Zahlen:

Der Güterverkehr auf der Weichsel durch die Schleuse Einlage betrug

	zu Berg	zu Tal
1912	308 039 t	302 247 t
1913	334 623 t	288 827 t
1937	147 672 t	182 726 t
1938	189 949 t	263 902 t

mit anderen Worten: Während im Jahre 1912, in der Vorkriegszeit auf dem unter preußischer Obhut stehenden Teil der Weichsel insgesamt 610 286 t ihren Weg durch die Einlager Schleuse nach Danzig genommen hatten, sind es 1938, 20 Jahre nachdem Polen fast über den ganzen Strom verfügt, alles in allem 453 851 t! Noch nicht einmal 75 v. H. des vorkriegszeitlichen Standes sind erreicht worden! Bei einem seewärtigen Außenhandelsumsatz (ohne Transit) von insgesamt 14 694 898 t wurden 1938 nur 453 851 t auf der angeblich so wichtigen Handelsstraße Polens, der Weichsel befördert. Man muß sich ferner klarmachen, daß ein 35-Millionenvolk, wie Polen es zu sein vorgibt, im Monatsdurchschnitt noch nicht einmal ganze 40 000 t auf seinem „Hauptwasserweg" befördert. Man hat also den Eindruck, daß das polnische Volk in den 20 Jahren seiner Selbständigkeit von der Existenz dieser Handelsstraße, die dort zu dem Meere führt, von dem es so gern als dem „mare nostrum"

spricht, überhaupt noch kaum Kenntnis genommen hat.

Dabei ist zu bedenken, daß in der Vorkriegszeit die Weichsel zu drei Staaten gehörte, von denen Rußland eine Verkehrspolitik trieb, die der Weichselschiffahrt völlig feindlich war. Heute untersteht die Weichsel fast in ihrem ganzen Lauf polnischer Verwaltung, Polen verfügt über den Strom in seiner ganzen Länge. Trotzdem hat Polen es nicht verstanden, den naturgegebenen Schiffahrtsweg auszunützen und die Verkehrsentwicklung auf der Weichsel mit allen Mitteln zu fördern. Der Weichselverkehr ist heute — zwanzig Jahre nach der Abtrennung Danzigs und des Korridors vom Reich — nur noch ein Schatten seiner früheren Größe!

Vor dem Krieg wurden viele Rohstoffe aus dem damals zu Rußland gehörigen sogenannten „Kongreßpolen" weichselabwärts gebracht. Sie gingen keineswegs alle bis nach Danzig, sondern wurden von der Posener und der Westpreußischen Industrie weiterverarbeitet und dann ebenfalls auf dem Binnenschiffahrtswege oder per Eisenbahn in andere Provinzen des Reiches verfrachtet. Jetzt werden erheblich weniger Warenmengen von der mittleren auf die untere Weichsel übernommen. Ja, man kann sagen, als Verbindung der eigentlichen polnischen Gebiete (also Kongreßpolens, Ostpolens, Galiziens) mit dem Meere spielt die Weichsel heute eine ganz unerhebliche Rolle. Von den im Jahre 1937 auf der Weichsel nach Danzig angelieferten Warenmengen von insgesamt 182 762 t stammten nur 30 163 t oder 16,5 v. H. aus Innerpolen, darunter nicht eine einzige Tonne aus Orten oberhalb Warschaus! Die restlichen 83,5 v. H. also der weitaus größte Teil der Warenmengen, stammte aus dem Unterweichselgebiet, und zwar kamen diese Warenmengen vor allem über den Bromberger Kanal, von Oder und Warthe oder aus Ostpreußen, aus Gebieten also, die vor dem Kriege ein zusammenhängendes, zum Teil sogar verwaltungsmäßig zu Danzig gehöriges Hinterland bildeten. Trotz der zwanzig Jahre währenden Gebietszerreißung haben sich — wie die angeführten Zahlen beweisen — die alten festgefügten Verkehrstraditionen des Unterweichselgebiets erhalten.

So besitzt die Weichsel bis auf den heutigen Tag als Verkehrsweg von Süd nach Nord keine Bedeutung, während ihre Rolle als Bestandteil der deutschen Binnenwasserstraßen, als ein lebendiges Glied der Querverbindungen des deutschen Wirtschaftsraumes von West nach Ost und umgekehrt durch die Schaffung des Korridors im Zusammenhang mit der Verwahrlosung auch des früher preußischen Unterlaufes eine außerordentliche Herabminderung erfahren hat. Trotzdem beförderte der unter außerordentlich erschwerten Umständen zwischen Ostpreußen und dem westlichen Reichsgebiet quer durch den Korridor geführte Flußdienst 1937 über die Weichsel in beiden Richtungen rund 90 000 t, das ist fast das dreifache des im gleichen Jahre von Süd nach Nord aus Innerpolen nach Danzig beförderten Warenverkehrs auf der Weichsel!

Was aus den Globalziffern mit schlagender Deutlichkeit hervorgeht, zeigt sich vielleicht noch eindringlicher bei der Betrachtung der strukturellen Zusammensetzungen des auf der Weichsel beförderten Warenverkehrs. Waren, die früher eine große Rolle in der Weichselwirtschaft spielten, sind gänzlich aus ihr verschwunden, z. B. gingen weichselaufwärts

	Eisen		Erdöl
1913	26 721 t	1913	41 887 t
1938	—	1938	—

Ebenso sind Gerbstoffe, die im Jahre 1913 noch 29 715 t umfaßten und zum weitaus größten Teil nach Kongreßpolen gingen, ganz aus dem stromaufwärts gerichteten Verkehr verschwunden. Zucker, vor dem Kriege eine der Hauptpositionen im stromabwärts gerichteten Verkehr, hat an Bedeutung außerordentlich eingebüßt. Ja, sogar der Floßholzverkehr, wohl die natürlichste Warenart für den Wasserweg, hat stark abgenommen. 1912 gingen durch die Einlager Schleuse 354 Trasten Floßholz mit 214 367 t, 1938 nur noch 101 Trasten mit einem Tonnagegehalt von 66 622 t weichselabwärts. Ebenso hat der Getreidetransport niemals mehr die Vorkriegsziffern erreichen können.

Welches sind die Gründe für diese eigenartige Entwicklung? In erster Linie ist die, man möchte fast sagen systematische Vernachlässigung dieses für Polen angeblich so lebensnotwendigen Wasserweges zu nennen. Polen hat zwanzig Jahre Gelegenheit gehabt, sich des Geschenkes, das ihm in Versailles ohne einen Schwertstreich in

den Schoß fiel, würdig zu erweisen. Nicht das geringste Hindernis stand der Ausnutzung dieses Stromes und seines Mündungshafens entgegen. Polen verfügte über beide Ufer, ja, es hat sich deutsche Uferstrecken an der Unterweichsel unter Verletzung der Versailler Vertragsbestimmungen gewaltsam angeeignet. In dem paritätisch zusammengesetzten Ausschuß für den Hafen und die Wasserwege Danzigs verfügt es über den erforderlichen Einfluß. Was aber ist geschehen? Die Weichselregulierung an der oberen Weichsel, im ehemaligen Galizien und Kongreßpolen, befindet sich nach wie vor in dem gleichen Urzustand, wie ihn Polen von Rußland und Österreich übernahm. Und an der Unterweichsel, für deren Regulierung der preußische Staat nicht weniger als 15 Millionen Goldmark ausgegeben hat, ist eine fortschreitende Vernachlässigung zu beobachten; — die Buhnenköpfe sacken ins Wasser, die Uferbefestigungen werden schadhaft usw. usw. Polnische Urteile aus den letzten Jahren bestätigen die Richtigkeit dieser Behauptungen.

Ein polnischer Fachmann (Legun-Bilinski: Der große Wasserweg Kattowitz—Krakau—Warschau—Danzig. S. 253 ff.) trifft im Jahre 1934 die Feststellung, daß die seit Jahrhunderten ausgewaschenen Ufer der mittleren Weichsel lediglich geflickt worden seien. Die Eindeichung sei ohne Rücksicht auf den Abflußvorgang und ohne vorherige Ausarbeitung einer guten Schiffahrtsstraße erfolgt. Diese angeblichen „Regulierungsarbeiten" seien eine unverantwortliche und leichtfertige Täuschung der Warschauer Wasserbaudirektion, die ihre Aufgabe, den Strom in einen Kulturzustand zu bringen, nicht erfüllt habe. Daß in diesem Zustand seit 1934 keine wesentliche Änderung eingetreten ist, bezeugt ein Aufsatz des Regierungsblattes „Kurjer Poranny" vom Jahre 1934:

„Die Wasserwege sind sicherlich das am meisten vernachlässigte Gebiet unseres Verkehrswesens. Seit hundert Jahren ist bei uns kein künstlicher Wasserweg gebaut worden, und wenn bei uns von einem Ausbau der Nationalwirtschaft die Rede sein soll, dann darf man doch nicht über die Tatsache zur Tagesordnung übergehen, daß das ganze gewaltige Gebiet unseres Landes keinen genügenden Anteil an den Umsätzen des Wirtschaftslebens habe, weil der Kontakt mit dem Rest des Landes fehlt, daß ferner unser Verkehrsnetz sich auf die nicht zahlreichen und schwach ausgebauten Eisenbahnen beschränkt, die viel eher ausfallen können, im Falle eines Krieges oder anderer Erschütterungen, als die Wasserwege oder die Chausseen. Zweifellos hat Polen günstige und natürliche Bedingungen auf dem Gebiet der Wasserwege, und während in Deutschland der Transport auf diesen Wegen 25 v. H. des allgemeinen Warentransports beträgt und in Frankreich 20 v. H., beträgt er in Polen, das an sich arm an Eisenbahnverbindungen und Wegen ist, kaum 1 v. H."

Abgesehen von diesem typischen Schlendrian in der Verwaltung der Wasserwege lassen jedoch die Methoden der polnischen Seehandelspolitik den einwandfreien Rückschluß zu, daß Polen gar nicht die Absicht hat, die Weichsel als die wichtige Handelsstraße zu behandeln, die sie früher gewesen ist. Im Gegenteil, Polen setzt seit Jahren bewußt alles daran, den seewärtigen Warenverkehr von dem naturgegebenen Verkehrsweg der Weichsel auf die anderen Verkehrsmittel, vor allem natürlich die Eisenbahn, abzulenken. Wozu sonst hätte Polen die Kohlenmagistrale gebaut, die der Beförderung der Kohle von Oberschlesien nach Gdingen dient? Wie ist es zu erklären, daß Tag und Nacht endlose Güterzüge von Dirschau kommend durch Danzig dampfen und ohne Aufenthalt nach Gdingen weiter rollen? Mit allen Mitteln seiner Tarifpolitik hat Polen den Transport auf dem Eisenbahnwege gefördert. Die Eisenbahnexporttarife liegen weit unter den Selbstkosten. Die Frachten von und nach den Häfen Danzig und Gdingen weisen für Kohle und Koks Ermäßigungen um über 69 v. H., für Grubenholz um 51,3 v. H. des normalen Tarifs auf usw.

Diese beiden Faktoren, die für einen angeblich westeuropäischen Kulturstaat unwürdige Vernachlässigung der Flußregulierung und die forcierte Tarifpolitik, haben ihre Wirkung nicht verfehlt: der Anteil des Wasserweges des gesamten seewärtigen Warenumsatzes Polens ging von 10,9 v. H. im Jahre 1924 auf 4,0 v. H. im Jahre 1937 (Gdingen!) zurück, um schließlich im Jahre

1937 einen Tiefstand von 2,3 v. H. zu erreichen.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß sich diese Ablenkung vom Wasserweg auf den Schienenweg, ungeachtet der Tarifgleichheit für Danzig und Gdingen, einseitig zum Nachteil des Danziger Hafens auswirken muß, eben jenes Danziger Hafens, dessen Unentbehrlichkeit für Polen Minister Beck durch seine Lage an der Weichselmündung belegen zu können glaubte. Die nüchterne Sprache der in diesem Aufsatz angeführten Zahlen besagt genug über die Stichhaltigkeit dieses Beleges. Der Mensch formt die Landschaft und schafft durch seine Schöpferkraft aus ihren Gegebenheiten die Gesetze, nicht umgekehrt. Wir beschränken uns zunächst auf die Feststellung, daß Polen es nicht verstanden hat, aus den geographischen Gegebenheiten der Weichsel die Gesetzmäßigkeiten zu formen, die seine Ansprüche auf alle Teile des Stromgebietes und auf den Danziger Hafen rechtfertigen könnten. Die Weichsel ist nicht Polens Handelsstrom! Sie wird weder als solcher ausgenutzt, noch besteht die Tendenz, sie dazu zu machen. Damit entfallen auch alle moralischen Ansprüche und Rechtstitel, die gegen die berechtigten deutschen Ansprüche auf Danzig und auf Schaffung klarer Grenzverhältnisse in diesem Abschnitt gestellt werden.

Wenn man uns aber entgegenhalten will, daß eine Rückkehr Danzigs zum Reich wirtschaftlicher Unsinn sei, denn ein so großer Hafen sei nichts ohne Hinterland, so antworten wir: Über eine solche Selbstverständlichkeit brauchen wir Deutsche als Nachkommen der Wikinger und Hanseaten von binnenländischen Neulingen, die nach den Worten eines Marschalls Pilsudski unter einer großen „Seekrankheit" leiden, uns bestimmt nicht aufklären zu lassen. Gewiß braucht Danzig als Hafen ein Hinterland, es fragt sich nur, zu welchem Lebensraum dieses Hinterland gehören muß. In einem Zeitalter, wo sich in Mitteleuropa ein geschlossener Großwirtschaftsraum bildet, wird die Lösung auch dieser Frage nicht ausbleiben können.

f.

Wie Danzig polonisiert werden sollte

Die polnische Minderheit in Danzig als Instrument der Propaganda – Das Trugbild eines polnischen Lebenselements in Danzig – Gescheiterte Durchdringungsversuche

Nachdem die während des Krieges von polnischer Seite betriebene Lügenpropaganda, die mit der Behauptung, daß Danzig eine polnische Mehrheit habe, den polnischen Anspruch auf den Besitz Danzigs zu begründen suchte, an dem eindeutig deutschen Charakter und dem vor aller Welt abgelegten Treuebekenntnis der Danziger Bevölkerung gescheitert war, ging Polen vom ersten Tage des Bestehens der Freien Stadt daran, das Deutschtum Danzigs allmählich zu beseitigen und die zahlenmäßig völlig bedeutungslose polnische Volksgruppe zu einem Faktor zu machen. Daß Polen tatsächlich die Hoffnung gehegt hat, dieses Ziel zu erreichen und aus dem deutschen Danzig durch eine systematische Polonisierung ein polnisches Gdańsk zu machen, geht aus dem Klageantrag des früheren diplomatischen Vertreters der Republik Polen in Danzig, Minister Strasburger, zu dem Danziger Minderheitenschutz hervor, in dem noch im September 1930 erklärt wurde, Polen verlange dieselben Vorrechte und Vorteile auf dem Gebiet der Freien Stadt Danzig, deren sich die Bevölkerung erfreue, „die heute die nationale Mehrheit in Danzig bildet", womit doch offenbar zum Ausdruck gebracht werden sollte, daß die nationale Mehrheit von heute, nämlich die deutsche, morgen durch eine andere ersetzt werden könnte. Es fehlt nicht an polnischen Äußerungen, die ganz offen die Absicht, Danzig zu polonisieren, zugegeben haben. So schrieb noch nach der Führerrede im Reichstag das polnische Militärblatt „Polska Zbrojna": „Eine Polonisierung Danzigs ist unvermeidlich." Dieselbe Tendenz tritt in einer Rede hervor,

die der Redakteur des „Kurjer Poznański" Piszcz auf der Jahresversammlung des Klubs pommerellischer Akademiker 1937 hielt und in der er erklärte: „Die Tore Danzigs müssen für die freie Penetration des polnischen Elements geöffnet werden." Die in derselben Versammlung gefaßte Resolution: „Danzig, einst unsere Stadt, muß wieder eine polnische Stadt werden", ist geradezu die Parole für die polnische Einstellung gegenüber Danzig in den Jahren seit Versailles gewesen.

In einer Schrift „Die Danziger Frage", die im Jahre 1937 veröffentlicht wurde, suchte der polnische Minister Strasburger, der als der ausgeprägteste Verfechter der Polonisierungsbestrebungen in Danzig anzusehen ist, seine Politik zu rechtfertigen und empfahl eine „organische Arbeit in Danzig" (lies: Polonisierungsarbeit) als Mittel zur Lösung der Danziger Frage im polnischen Sinne. Nach der Lehrmethode des Herrn Strasburger gab 1937 der frühere Legationsrat der polnischen diplomatischen Vertretung in Danzig, Zalewski, ein „Danziger ABC" heraus, das von der „See- und Kolonialliga" Polens, also einer vom polnischen Staat unterstützten Institution herausgegeben wurde. In dieser Veröffentlichung spricht Zalewski offen aus, daß die „unvollständige Zugehörigkeit" Danzigs zu Polen in eine vollständige verwandelt werden müsse, d. h. daß Danzig annektiert werden solle. Auch er sah den Widerspruch, der zwischen dieser Absicht und dem deutschen Charakter der Danziger Bevölkerung besteht, aber er setzte sich darüber hinweg mit den Worten: „Wir müssen uns darüber klar werden, welcher der beiden Faktoren der stärkere ist: die geographische Lage oder der Volkscharakter. Die Antwort ist völlig klar. Eine geographische Lage zu ändern, ist unmöglich. Der Charakter der Bevölkerung kann einer Änderung unterliegen und hat sich im Laufe der Jahrhunderte einige Male geändert."

Die Versuche, Danzig kulturell zu durchdringen, gingen hauptsächlich von der polnischen Volksgruppe in Danzig aus, deren zahlenmäßige Bedeutungslosigkeit durch ein Übermaß von Propaganda ausgeglichen wurde. Es wurde ein System von Vereinen und Verbänden innerhalb der polnischen Volksgruppe aufgezogen, das angesichts der geringen Zahl der in Danzig lebenden Polen — es sind bekanntlich 3% der gesamten Danziger Bevölkerung — geradezu absurd erscheint. Wirtschaftlich, politisch oder gar kulturell spielen diese in Danzig lebenden Polen keine ins Gewicht fallende Rolle. Um so mehr macht die polnische Presse und jede andere polnische Veröffentlichung eine Reklame von jedem noch so schwachen Lebenszeichen der Polen in Danzig, daß im polnischen Staat und darüber hinaus auch im Ausland der Eindruck erweckt werden kann, als gebe es in Danzig ein starkes polnisches Lebenselement. Die Dachorganisation der polnischen Volksgruppe in Danzig „Gmina Polska—Verband der Polen" legt das Schwergewicht ihrer Tätigkeit auf die Propaganda. Dem Jahresbericht dieser Organisation zufolge ist die wichtigste Sektion in dem Verband der Polen die Abteilung für Propaganda, die Denkschriften und Berichte ausarbeitet, Redner mit Material versorgt und vor allem die Zusammenarbeit mit dem Sender des polnischen Rundfunks in Thorn pflegt, dem regelmäßig Monatsberichte über Danzig zugeleitet werden. Als die stärkste Waffe der Abteilung für Propaganda wird in dem Tätigkeitsbericht die 14tägig erscheinende Zeitschrift „Straz Gdańska" (Danzigs Wacht) bezeichnet. Ferner gibt es eine Arbeitsgemeinschaft der Publizisten, Schriftleiter und Korrespondenten, die den Pressedienst des Polenbundes versieht. Innerhalb eines Jahres wurden von dieser Arbeitsgemeinschaft etwa 1000 Meldungen ausgegeben. Daneben wurde die polnische Presse auch mit Bildberichten versorgt, deren Herstellung eine Sektion für Photographie übernimmt. Ein weiteres Werkzeug der Propaganda ist die Zentrale für Touristik und Landeskunde im Verband der Polen, die neben Ausflügen für die in Danzig lebenden Polen vor allem Führungen von Reisenden aus Polen organisiert. Die Zentrale arbeitet mit der Thorner Touristenliga, der Meeres- und Kolonialliga und den polnischen Reisebüros in Danzig und Gdingen zusammen.

Dieses Übermaß von Propaganda ist nur aus der Absicht zu verstehen, den wahren Charakter Danzigs durch laute Reklame zu vertuschen, denn der Mitgliederbestand des Verbandes der Polen, der sich im letzten Jahre auf insgesamt 11 499 belief, von denen nur 7562 die Danziger Staatsangehörigkeit besaßen, rechtfertigt keineswegs

einen derartigen Propagandaapparat. Wenn man den 7562 organisierten Mitgliedern der eigentlichen polnischen Minderheit in Danzig die Gesamtbevölkerung der Freien Stadt, die nach der letzten Volkszählung 407 517 Personen zählt, gegenüberstellt, erkennt man ganz klar, daß von einem Minderheitenproblem in Danzig überhaupt nicht gesprochen werden kann, daß die Propaganda, die von polnischer Seite auf Danziger Boden gemacht wird, lediglich dem Zweck dient, über den deutschen Charakter Danzigs hinwegzutäuschen und der Welt das Trugbild eines polnischen Lebenselements in Danzig vorzuspiegeln.

Neben dieser Propaganda sind es vor allen Dingen die Mittel wirtschaftlichen Drucks, mit denen Polen versucht, Deutsche ins polnische Lager hinüberzuziehen. Wenn der Verband der Polen vor der letzten Volkstagswahl 30 000 Gulden an „Unterstützungen" verteilen konnte, so ist das kennzeichnend für die finanziellen Hilfskräfte, über die die polnischen Organisationen in Danzig verfügen, denn von einem Monatsbeitrag von 10 Pfennigen könnte der Verband schwerlich solche großzügige „Unterstützungsaktion" (lies: Wahlbeeinflussung) bestreiten.

Die Methoden, mit denen Polen versuchte, den Einfluß der polnischen Volksgruppe zu stärken, haben jahrelang die Instanzen des Völkerbundes beschäftigt. Schon im Jahre 1921 mußte die Danziger Regierung sich an den Völkerbundskommissar wenden, um eine Entscheidung gegen die Verdrängung der deutschstämmigen Eisenbahnbediensteten bei der in polnische Hände übergegangenen Eisenbahnverwaltung herbeizuführen. Der Völkerbundskommissar Haking fällte daraufhin eine Entscheidung, wonach die polnische Staatsbahndirektion verpflichtet sein sollte, in allen Fällen, in denen Stellen bei der Eisenbahnverwaltung frei werden, den Danziger Staatsbürgern den Vorzug zu geben, insbesondere den Familien, in denen die Vorfahren den Beruf als Eisenbahnbedienstete ausgeübt haben und die Kinder denselben Beruf zu ergreifen wünschen. Trotz dieser Entscheidung hat die polnische Staatsbahnverwaltung die deutschstämmigen Eisenbahnbediensteten systematisch verdrängt und durch Polen ersetzt, so daß der Anteil der Polen an den Eisenbahnbediensteten, der 1921 3 % betrug (was den Anteil der Polen an der Gesamtbevölkerung der Freien Stadt entspricht) jetzt bereits auf über 90 % gestiegen ist. Erschütternd sind die Schicksale von Danziger Eisenbahnerfamilien, die von der polnischen Verwaltung vor die Wahl gestellt wurden, entweder ihre Kinder einer polnischen Schule zuzuführen oder unter irgendeinem Vorwand entlassen zu werden. Es ist kennzeichnend, daß die Geschäftsräume des polnischen Schulvereins, des Hauptträgers der Polonisierungsarbeit in Danzig, sich im Gebäude der polnischen Staatsbahndirektionen befinden und daß der Präsident der polnischen Staatsbahndirektion jahrlang stellvertretender Vorsitzender des polnischen Schulvereins war.

Der polnische Schulverein hat sich niemals damit begnügt, die Kinder polnischer Familien zu betreuen, sondern seine eigentliche Aufgabe darin gesehen, Kinder aus zweifelsfrei deutschen Familien zu sich hinüberzuziehen. Ebenso wie bei der Eisenbahnverwaltung wurde bei allen anderen polnischen Instituten, Firmen und privaten Dienstverhältnissen die wirtschaftliche Abhängigkeit eines Deutschen zu Polonisierungszwecken ausgenutzt. Es liegen unzählige Beweise dafür vor, wie Polen versuchte, auf diese Weise rein deutsche Familien zu polonisieren, und diese Arbeit setzte bereits bei den Kindern ein. Es wurden in Danzig nicht weniger als 19 polnische Kindergärten gegründet, die in dem Jahresbericht des polnischen Schulvereins als „wichtige Zentren des nationalen Kampfes des polnischen Volkstums in Danzig" bezeichnet wurden. Die von der Danziger Regierung der polnischen Volksgruppe zugestandenen Freiheiten sind immer wieder dazu mißbraucht worden, deutsche Familien zu polonisieren. Setzte sich die Danziger Regierung dagegen zur Wehr, so wurde in der gesamten polnischen Presse und von amtlichen polnischen Stellen heftige Beschwerde geführt über diese „Vergewaltigung der polnischen Minderheit". Als im Jahre 1938 bei der Anmeldung zur polnischen Schule Anträge von einwandfrei deutschen Familien vorgelegt wurden, deren Kinder kein Wort polnisch verstanden und deshalb gar nicht in der Lage waren, dem polnischen Unterricht zu folgen, sah sich die

Danziger Regierung genötigt, diese Methoden nachdrücklichst zurückzuweisen und bei aller Großzügigkeit gegenüber der polnischen Volksgruppe doch dafür zu sorgen, daß deutsche Kinder einer deutschen Schule zugeführt wurden.

Der Mißerfolg der Polonisierungsarbeit in Danzig wurde von polnischer Seite niemals als eine Folge der Standhaftigkeit der deutschen Bevölkerung Danzigs und der Bedeutungslosigkeit der polnischen Volksgruppe hingenommen, sondern stets als eine „Unterdrückung der polnischen Minderheit" dargestellt. Die polnischen Beschwerden in der Frage des Minderheitenschutzes bildeten das Hauptkontingent aller Streitfragen, die in den Jahren von 1920 bis 1933 die Völkerbundsinstanzen beschäftigten. Der Artikel 33 der Pariser Konvention, in dem die Rechte der polnischen Volksgruppe niedergelegt wurden, bildete die umstrittenste Vertragsbestimmung. Aber auch nach dem Minderheitenabkommen vom 18. September 1933 haben die polnischen Klagen nicht aufgehört. Immer wieder wurde der Welt die „Unfreiheit" des polnischen Elements in Danzig vorgetäuscht, um einerseits die Tatsache zu begründen, daß das polnische Volkstum sich im Danziger Gebiet nicht ausbreiten konnte und zum anderen weitere Ansprüche in bezug auf die Rechtsstellung der polnischen Volksgruppe zu rechtfertigen.

Die Danziger Regierung hat der polnischen Volksgruppe eine Rechtsstellung eingeräumt, über die keine Minderheit der ganzen Welt verfügt. Man will keinen bewußten Polen zu einem Deutschen machen und billigt deshalb den in Danzig lebenden Polen eine völlige Freiheit in der Pflege des polnischen Volkstums und Kulturgutes zu. Um so mehr hatte aber die Danziger Bevölkerung das Recht zu erwarten, daß diese großzügig gewährten Minderheitenrechte nicht zu einem Einbruch in deutsche Familien mißbraucht werden. Polen wird sich endgültig damit abfinden müssen, daß Danzig eine deutsche Stadt ist, an der alle Versuche einer „kulturellen Durchdringung" scheitern müssen. So steht Polen jetzt zwanzig Jahre nach dem Diktat von Versailles vor dem Zusammenbruch einer Politik, die glaubte, nach der Abtrennung Danzigs vom Reich allmählich doch seine Hand nach dem deutschen Danzig ausstrecken zu können und hierfür durch eine systematisch betriebene Polonisierungsarbeit den Boden bereiten zu können. m. b.

Die Mordtat von Kalthof

Eine Darstellung auf Grund des amtlichen Materials – Polnische Diplomaten in Danzig als Mitschuldige und Helfer des Mörders – Die Forderung der Danziger Regierung – Das Kapitel der polnischen Zollinspektoren in Danzig

Die Zwischenfälle, die sich am 20. und in der Nacht zum 21. Mai in Kalthof ereignet haben, sind so kennzeichnend für die an Hysterie grenzende polnische Nervosität, daß es angebracht erscheint, an dieser Stelle auf Grund der amtlichen Ermittlungen ein Bild von den Vorgängen zu geben, und gleichzeitig die Verdrehungen der polnischen und der von Polen beeinflußten Presse richtigzustellen.

Am 20. Mai ereigneten sich in Kalthof spontane Kundgebungen der Bevölkerung gegen die polnischen Zollinspektoren. Diese Institution stellt von jeher eine besonders starke sachliche und psychologische Belastung des Danzig-polnischen Verhältnisses dar. Die polnischen Zollinspektoren, die ihre Tätigkeit u. a. auch an deutsch-danziger Stationen ausüben, sind gewissermaßen das personifizierte Mißtrauen, das für die Verhältnisse, die durch Versailles hier geschaffen worden sind, charakteristisch ist. Sie haben die Aufgabe, die deutschen Beamten der Danziger Zollverwaltung, die infolge der Danzig-polnischen Zollgemeinschaft natürlich auch nichtdanziger Interessen wahrnehmen, bei der Ausübung ihres Dienstes zu kontrollieren. Für einen deutschen Beamten, dem die sachliche und korrekte Ausführung seiner beruflichen Pflichten eine Selbstverständlichkeit ist,

ist eine derartige ständige Bespitzelung durch solche noch dazu fremdnationale Herren natürlich ein entwürdigender Zustand. Hinzu kommt, daß diese polnischen Zollinspektoren nicht nur innerhalb, sondern auch außerhalb des Dienstes ein anmaßendes Wesen zur Schau tragen und sich insbesondere gegenüber dem weiblichen Teil der deutschen Bevölkerung ihrer derzeitigen Wohnorte nicht so betragen, wie das bei uns Deutschen Sitte ist. Es muß ferner erwähnt werden, daß die Zollinspektoren seit mehreren Jahren Uniform tragen und zwar nicht etwa die dunkelgrüne polnische Zolluniform, sondern die lehmbraune Uniform der polnischen Grenzwacht, die bekanntlich eine militärische Formation ist und vom polnischen Kriegsministerium inspiziert wird. Durch eine wenige Tage später beobachtete offensichtliche Spionagetätigkeit zweier polnischer Zollinspektoren ist der klare Beweis erbracht worden, daß diese außer ihren zollbeamtenmäßigen Eigenschaften auch gewisse andere Eigenschaften besitzen, die offenbar in dieser Uniform ihren Ausdruck finden sollen.

Die Kundgebungen der deutschen Danziger Bevölkerung in Kalthof waren Ausdruck einer verständlichen Erbitterung. Sie hielten sich zudem in einem sehr maßvollen Rahmen, so daß weder Leib und Leben noch auch Eigentum polnischer Zollinspektoren dabei geschädigt wurden.

Um 22.30 Uhr abends waren dank der Disziplin der Bevölkerung und infolge des umsichtigen Eingreifens der örtlichen Polizeistelle diese Demonstrationen beendet, wovon auch der polnischen diplomatischen Vertretung in Danzig Mitteilung gemacht wurde. Gleichwohl hielt es der Vertreter des diplomatischen Vertreters Polens, Legationsrat Perkowski, für nötig, nach Kalthof zu fahren und zum Zwecke einer dort anzustellenden Untersuchung einen Danziger Polizeibeamten als Begleiter anzufordern. Diese Begleitung mußte selbstverständlich von der Danziger Regierung versagt werden, weil die Untersuchung politischer Zwischenfälle Angelegenheit der Danziger Staatsbehörden ist und die Fahrt des Legationsrat Perkowski nach Kalthof demnach nur privaten Charakter haben konnte.

Als der Legationsrat Perkowski in Kalthof eintraf, war die Demonstration längst zu Ende und die Danziger Polizeibehörden sorgten für vollkommene Ruhe. Der Kraftwagen der polnischen diplomatischen Vertretung stand in der Nähe des Bahnhofs Kalthof, als aus der Richtung Marienburg eine Autotaxe sich näherte, in der sich der Danziger Staatsangehörige Grübnau aus Kalthof befand, der in Marienburg gewesen war und nachts heimkehrte, ohne an den vorher erwähnten Kundgebungen in Kalthof beteiligt gewesen zu sein oder auch nur eine Kenntnis davon zu haben. Als Grübnau in die Nähe des polnischen Kraftwagens kam, wurde er von dorther so stark angeblendet, daß er zu halten gezwungen war. Er stieg aus, um sich nach dem Urheber dieses gegen jede Verkehrsregel verstoßenden Verhaltens zu erkundigen. Er kehrte indessen sehr bald wieder um. Im gleichen Augenblick fielen aus der Richtung des polnischen Autos zwei Schüsse, die Grübnau von hinten trafen und beide tödlich wirkten. Es ist einwandfrei festgestellt worden, daß vorher nicht der geringste Wortwechsel stattgefunden hat, daß Grübnau durch Schüsse von hinten getötet worden ist und daß der Ermordete weder eine Angriffsabsicht hatte, noch auch den Polen die geringste Veranlassung gegeben hatte, sich bedroht zu fühlen. Er war gänzlich unbewaffnet.

Die von dem Danziger Taxi-Chauffeur herbeigeholte Polizei konnte lediglich feststellen, daß die Insassen des polnischen Wagens gerade den Kalthofer Bahnhof, vor dem sich das polnische Auto solange aufgehalten hatte, mit einer aus Richtung Simonsdorf herbeigeholten Lokomotive verließen und in Richtung Dirschau davonfuhren. Es waren dies der Legationsrat Perkowski, der Direktor der polnischen Staatsbahndirektion in Danzig, Dr. Sziller, der polnische Zollinspektor Swida und der Chauffeur des Wagens Murawski, der später von den Polen selbst als der Schütze angegeben wurde. In dem Auto der polnischen diplomatischen Vertretung fand man eine geladene Pistole, die jedoch unbenutzt war, und das leere Futteral einer Mauserpistole. Die tödlichen Schüsse sind jedoch nach polizeilicher Feststellung zweifelsfrei aus einer polnischen Armeepistole abgegeben worden.

Gegenüber der polnischen Darstellung, die mit verdächtiger Eile am frühen Morgen des 21. Mai vor Bekanntgabe des polizeilichen Untersuchungsergebnisses an die Auslandspresse in Warschau gegeben wurde und in der die Behauptung aufgestellt wurde, daß

die Insassen des polnischen Autos sich bedroht gefühlt hätten, sind von Danziger Seite folgende Fragen zu stellen:

1. Wie ist es zu erklären, daß die Herren die schwere Verantwortung der ersten Schußabgabe nicht selbst übernahmen, sondern auf ihren Chauffeur abwälzten, auf einen Mann also, der gegenüber Legationsräten und ähnlichen höheren Beamten der ach so großmächtigen Republik Polen eine doch immerhin recht untergeordnete Persönlichkeit darstellt?

2. Was soll man von den charakterlichen und fachlichen Fähigkeiten hoher polnischer Beamten halten, die sich in einer ihnen vielleicht als unübersichtlich erscheinenden Situation von ihrer Nervosität und Angstlichkeit so aus der Fassung bringen lassen, daß sie zwei einsam und unbewaffnet einem Auto entsteigende Passanten für eine bedrohliche „Menschenmenge" halten und auf diese sinnlos schießen lassen. Der eine dieser bedrohlichen „Angreifer" blieb, aus unmittelbarer Nähe von h i n t e n in den Kopf und in die Schulter getroffen, als Toter auf dem Schauplatz. Mit einer Tabakspfeife im Munde wurde er aufgefunden.

3. Wenn sich die Herren pp. Legationsräte bedroht fühlten, und auf diesen subjektiven Eindruck hin die Erschießung des Grübnau erfolgte, müssen sie doch offenbar während der Tat zugegen gewesen sein; denn man kann doch wohl kaum annehmen, daß sie bei der bloßen Annäherung eines einzigen Kraftwagens aus Richtung Marienburg die Flucht als den besseren Teil der Tapferkeit erwählten und den armen Chauffeur allein ließen. Wenn die Herren Legationsräte aber während der Tat zugegen waren, wieso ließen sie den Täter unter Mitnahme so wichtiger Beweisstücke wie der Schußwaffe, aus der der tödliche Schuß abgegeben worden war, und einer weiteren Pistole entkommen?

4. Wie ist es zu verstehen, daß die Herren Legationsräte von der dipl. Vertretung Polens, die doch gerade zur Feststellung angeblich schwerwiegender Zwischenfälle nach Kalthof gekommen waren, den Ort ausgerechnet in dem Augenblick fluchtartig verließen, wo sich nun tatsächlich etwas ereignet hatte, zu dessen Klärung sie durch ihr Verbleiben vielleicht hätten entscheidend beitragen können, anstatt dessen nahmen sie den von ihnen selbst bezeichneten Täter Murawski auf freier Strecke in die von ihnen benutzte Lokomotive auf und verhalfen ihm auf diese Weise zur Flucht über die Grenze.

Für Diplomaten einer so bedeutenden „Großmacht", wie Polen es zu sein beliebt, scheint außerdem eine Lokomotive oder Draisine, auf der sie ihren etwas hastigen Rückzug in ihr nahegelegenes Heimatland antraten, ein recht ungewöhnliches Beförderungsmittel zu sein. Von dem vielgepriesenen Mut, die polnischer Behauptung zufolge eine schöne Tradition polnischer Soldaten- und pilsudskistischer Legionärstradition sein soll, scheint uns die Handlungsweise dieser promenenten polnischen Auslandsvertreter nicht zu zeugen. Es bedarf kaum der Feststellung, daß die drei polnischen Herren, die diplomatische Vorrechte genießen, durch die Flucht des Täters, durch ihre eigene hastige „Abreise" auf polnisches Staatsgebiet und durch die zurückgelassenen Waffen außerordentlich kompromittiert sind.

Trotz dieser polnischen Mordtat hat die Danziger Bevölkerung absolut Disziplin bewahrt, ein Beweis für die Ruhe und Sicherheit, die im Gebiet der Freien Stadt herrscht. Das ist um so bemerkenswerter, als gerade die Grenzbevölkerung in den Danziger Landgebieten täglich aus nächster Nähe miterleben muß, wie Volksdeutsche in den polnischen Grenzbezirken den schlimmsten Verfolgungen ausgesetzt sind, und zu Hunderten vor den polnischen Drangsalierungen auf Danziger Gebiet flüchten mußten. Die D a n z i g e r R e g i e r u n g hat in einem N o t e n w e c h s e l m i t P o l e n den Sachverhalt geklärt und die Schlußfolgerungen gezogen, indem sie forderte, daß die durch die Mordtat in Kalthof aufs schwerste kompromittierten polnischen Beamten, Legationsrat Perkowski, Rat Dr. Sziller und polnischer Zollinspektor Swida, von ihren Posten a b b e r u f e n werden, da der Danziger Regierung nicht zugemutet werden kann, mit diesen Herren weiterhin zusammenzuarbeiten. Die Danziger Regierung hat ferner verlangt, daß der Mörder, der Chauffeur der diplomatischen Vertretung Polens, Murawski, der nach Polen geflohen ist, seiner gerechten Strafe zugeführt wird.

Der Diplomatische Vertreter der Republik Polen in Danzig hat in seiner A n t w o r t n o t e der Danziger Regierung die geforderte Genugtuung versagt und in völliger Verdrehung der Tatsachen versucht, die Ver-

antwortung an den Zwischenfällen den Danziger Behörden zuzuschieben. Die polnische Antwort war lediglich ein propagandistisches Mittel, um das Ausland über die tatsächlichen Verantwortlichkeiten hinwegzutäuschen. Die in der Note geäußerte Versicherung der Bereitwilligkeit zu einer Bereinigung der Atmosphäre kann angesichts dessen nur als Spiegelfechterei betrachtet werden, die darüber hinwegtäuschen soll, daß Polen nicht gesonnen ist, die Voraussetzungen für eine Wiederherstellung normaler Beziehungen zu schaffen.

Darauf hat die Danziger Regierung zur Vermeidung eines unfruchtbaren Notenwechsels beschlossen, die Erörterung zu beenden mit einer abschließenden Note, in der nochmals die Erwartung ausgesprochen wird, daß die Regierung der Republik Polen die drei kompromittierten Beamten von ihrem Posten abberufe, und in der mitgeteilt wird, daß die Dienststellen und Beamten des Senats angewiesen sind, jeden dienstlichen und privaten Verkehr mit den kompromittierenden polnischen Beamten abzubrechen.

Es bleibt also abzuwarten, ob man von polnischer Seite dem Danziger Verlangen nachgibt und damit den Beweis erbringt, daß man den guten Willen für eine Bereinigung der Atmosphäre besitzt.

+

Darüber hinaus aber macht dieser Vorfall es zur unabweisbaren Notwendigkeit, die Angelegenheit der polnischen Zollinspektoren auf Danziger Gebiet zu klären. Der Senat hat in dieser Frage der diplomatischen Vertretung Polens eine Note übermittelt, in der darauf Bezug genommen wird, daß seitens der Danziger Regierung bereits vor Monaten darauf aufmerksam gemacht worden ist, daß die immer anwachsende Zahl der polnischen Zollinspektoren, die jetzt bereits auf weit über hundert angewachsen ist, nicht mehr mit der Erfüllung ihrer vertragsmäßigen Aufgabe in Einklang zu bringen ist. Es wird ferner erneut darauf hingewiesen, daß das dienstliche und außerdienstliche Verhalten der polnischen Zollinspektoren die Danziger wie auch die deutsche Bevölkerung im kleinen Grenzverkehr ständig verletze.

Obwohl nicht die Befürchtung besteht, daß es deswegen zu Zwischenfällen seitens der Bevölkerung kommt und die persönliche Sicherheit und ungehinderte Dienstausübung der polnischen Zollinspektoren vollkommen gewährleistet ist, bezeichnet es die Danziger Regierung dennoch als unerläßlich, den ständigen Reibungen und Spannungen, die sich aus dieser Institution ergeben, abzuhelfen.

Aus diesen Gründen hält es die Danziger Regierung für notwendig, die Tätigkeit der polnischen Zollinspektoren mit sofortiger Wirkung auf die vertragsmäßige Grundlage zu beschränken, die trotz wiederholter Proteste polnischerseits in den letzten Jahren ständig willkürlich erweitert wurde.

In der gleichen Note wird der diplomatischen Vertretung der Republik Polen mitgeteilt, daß die Vereidigung der Danziger Zollbeamten gemäß dem Danziger Beamtengesetz, gegen die von polnischer Seite völlig unhaltbare Einwendungen gemacht worden sind, nunmehr durchgeführt werden wird.

*

Der Zwischenfall in Kalthof ist nicht der einzige, wenn auch der schwerste, der in der letzten Zeit von den Polen an der Danziger Grenze provoziert worden ist. Bereits am 10. Mai wurden von polnischen Soldaten, die sich auf der Dirschauer Brücke befanden, auf zwei Danziger Staatsangehörige, die auf dem Gebiet der Freien Stadt Danzig bei Liessau einen Spaziergang unternahmen, Schüsse abgegeben. Eine amtliche Danziger Kommission, die sich nach vorheriger Mitteilung an die diplomatische Vertretung Polens an den Ort des Grenzzwischenfalles begab, wurde ebenfalls von polnischen Soldaten von der Dirschauer Brücke aus mit Gewehren bedroht. Als die Kommission den Vorfall zu rekonstruieren suchte und dazu überging, den Tatort zu photographieren, wurde sie von dem auf der Brücke diensttuenden polnischen Beamten mit dem Bemerken, daß das Photographieren verboten sei, mehrmals durch Anlegen des Gewehrs und mit Schießen bedroht. Auch der Hinweis, daß es sich um eine amtliche Danziger Kommission handelte und daß von deren Eintreffen und Tätigwerden die Diplomatische Vertretung der Republik Polen in Danzig verständigt worden sei, konnte den Beamten nicht davon abhalten, die Kommis-

sion fortgesetzt mit angelegtem Gewehr zu bedrohen. Als der Leiter der Kommission den diensttuenden polnischen Offizier zu sprechen verlangte, um ihm die Sachlage auseinanderzusetzen und die polnischen Grenzorgane von ihren ständigen Bedrohungen abzubringen, wurde dies glatt verweigert, obwohl sich ein polnischer Offizier hinter dem Brückenpfeiler versteckt aufhielt.

Die Feststellungen der Kommission ergaben einwandfrei, daß die beiden Spaziergänger sich in einer Entfernung von 60 Meter von der Eisenbahnbrücke und von 40 Meter von der Grenze befanden, als sich der Vorfall ereignete. Es ergab sich weiter, daß auch die Brückenbesatzung einwandfrei erkennen mußte, daß die beiden Spaziergänger sich auf Danziger Gebiet befanden.

Ein weiterer schwerer Zwischenfall ereignete sich in den Morgenstunden des 24. Mai gleichfalls an der Danziger Grenzstelle Ließau. Ein Lastkraftwagenführer aus Elbing, der sich zu Fuß auf Anraten des polnischen Zollbeamten zum polnischen Polizeiposten auf der Dirschauer Brücke begab, um beim Überfahren der Grenze keine Schwierigkeiten zu haben, wurde von einem polnischen Militärposten ohne vorherigen Anruf beschossen. Der Kraftwagenführer entging nur dadurch, daß er sich sofort zu Boden warf, kurz darauf wieder aufsprang und zur Danziger Zollbude zurücklief, einer Verletzung.

Am gleichen Tage überschritten kurz nach Mitternacht zwei polnische Soldaten mit aufgepflanztem Seitengewehr die Danzig-polnische Grenze bei Kohling und ergriffen unter Hinterlassung eines Fahrrades die Flucht, als ihnen ein Danziger Zollbeamter entgegentrat.

*

Gegen diese polnischen Provokationen hat der Präsident des Senats, Greiser, in einer Note schärfsten Protest erhoben und auf folgende sechs Punkte hingewiesen:

1. Harmlose Spaziergänger werden an der Ließauer Grenze auf Danziger Boden von Soldaten beschossen.

2. Die darauf eingesetzte offizielle Danziger Kommission, die der polnisch-diplomatischen Vertretung angekündigt war, wird auf Danziger Hoheitsgebiet mit angeschlagenem Gewehr von polnischen Soldaten an ihrer Tätigkeit gehindert.

3. Polnische Soldaten überschreiten bei Patrouillengängen die Danziger Grenze und treten auf Danziger Hoheitsgebiet über.

4. Polnische Militärflieger überfliegen Danziger Hoheitsgebiet.

5. Bei Kalthof wird ein waffenloser harmloser Ausflügler von einem Kraftfahrer des Vertreters des diplomatischen Vertreters der Republik Polen ermordet.

6. Der Täter wird durch Beamte der polnisch-diplomatischen Vertretung über die polnische Grenze in Sicherheit gebracht.

Der Präsident des Senats verlangt in seiner Note, daß endlich wieder Ruhe und Ordnung an der polnischen Grenze eintritt und daß die polnische Regierung Mittel und Wege findet, um dem allmählich an Hysterie grenzenden gefährlichen Verhalten ihrer Beamten Einhalt zu tun, bevor unabsehbarer Schaden geschieht.

*

Die Umstände des Mordes in Kalthof sowie der weiteren Zwischenfälle an der Danzig-polnischen Grenze sind so eindeutig, und das in den amtlichen Danziger Ermittlungen vorliegende Beweismaterial ist so schlagend, daß selbst in England und Frankreich zahlreiche Blätter es nicht wagten, den polnischen Suggestionen stattzugeben und nur die von Entstellungen strotzenden polnischen Versionen zu veröffentlichen. Wie die meisten wichtigeren Blätter, so haben z. B. auch die „Times" außer den unwahren Meldungen der „PAT" die amtlichen Berichte der Pressestelle des Danziger Senats veröffentlicht. Der polnische Geschäftsträger in London hat in einem Brief an den Herausgeber der „Times" gegen diese objektive Haltung zu protestieren versucht, was allerdings kaum sehr überzeugend für ein reines Gewissen auf polnischer Seite spricht. Sofern die polnischen Berichte überhaupt auf die Umstände der Ermordung eingehen, sind sie meistens recht kleinlaut und versuchen diese Tatsache als Nebenerscheinung in den Hintergrund zu rücken. Trotzdem liegen die Verantwortlichkeiten an diesen Grenzzwischenfällen klar. Durch sie hat Polen weitere Beweise für die Revisionsbedürftigkeit der gesamten Verhältnisse am Unterlauf der Weichsel geliefert. dp.

Du mußt wissen . . .

. . . daß Danzig um 1224 als deutsche Stadt, die ausschließlich von Deutschen bewohnt und nach deutschem Recht verwaltet wurde, gegründet worden ist. Diese Gründung erfolgte auf altem germanischen Siedlungsboden, der erst nach dem Abzug der Ostgermanen von den slawischen Pomoranen unterwandert wurde. Diese Pomoranen, deren Nachkommen die heutigen Kaschuben sind, waren ein westslawischer Volksstamm, aber keine Polen.

+

. . . daß Danzigs erste wirtschaftliche Blütezeit in die Zeit der Herrschaft des Deutschen Ritterordens fällt, dem die größte Leistung des deutschen Mittelalters, die Ostkolonisation zu verdanken ist. Diese Leistung stand im engsten Zusammenhang mit den Unternehmungen der Hanse, der Danzig seit Ende des 13. Jahrhunderts als Mitglied angehört. Ritter und Hanseat, Bürger und Bauer aus allen deutschen Gauen vereinigten hier an der Weichselmündung ihrer Hände Werk zum ewigen Ruhm des Deutschtums im Osten.

+

. . . daß Danzig auch nachdem es sich 1454 vom Orden losgelöst und der Schutzherrschaft des polnischen Königs unterstellt hatte, eine freie Hansestadt mit rein deutscher Verwaltung geblieben ist. Weder Polen noch Juden konnten hier das Bürgerrecht erwerben. Selbständige Wirtschaft, Innen- und Außenpolitik, sowie die Wehrhoheit waren der Stadt durch Privilegien garantiert, die sie mit Waffengewalt gegen jedermann, auch gegen den polnischen König zu verteidigen wußte. Die Schwäche des polnischen Königtums und der inneren staatlichen Organisation Polens, nicht jedoch seine Toleranz oder seine machtmäßige Anziehungskraft waren die Bedingungen für die Stellung Danzigs in damaliger Zeit.

+

. . . daß Danzigs stets gleichbleibend deutscher Charakter nicht allein durch sein steinernes Antlitz, sondern auch durch die Geschichte seines Geisteslebens hundertfach bezeugt wird. Sehr frühzeitig fand hier die Reformation Martin Luthers Eingang, obwohl sie durch die polnische Krone mit Gewalt unterdrückt wurde und erst im zähen Kampf des deutschen Bürgers in Danzig durchgesetzt werden mußte. Anton Möller, Martin Opitz, die Gottschedin, Fahrenheit, Georg Forster, Arthur Schopenhauer sind die lebendigen Male dieser stolzen deutschen Geistestradition.

+

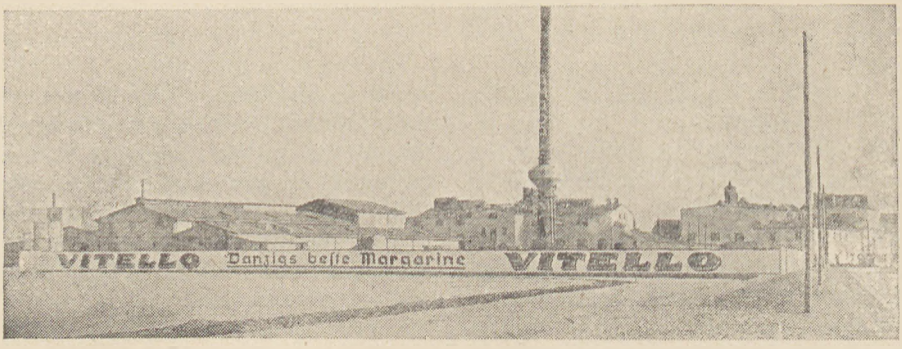
. . . daß Danzig nach den schweren Schlägen, die seinem Handel durch die napoleonischen Kriege versetzt worden waren, als Provinzialhauptstadt von Westpreußen einen neuen Aufschwung nahm. Besonders unter dem Oberbürgermeister von Winter entwickelte sie sich zu einer vorbildlich modernen Stadt. Die Errichtung der Werften und anderer großer Industrien und der großzügige Ausbau des Hafens im letzten Jahrhundert vor dem Weltkriege ließen diese Entwicklung in steiler Kurve aufwärts steigen.

+

. . . daß Danzigs organischer Zusammenhang mit dem Wirtschaftskörper des deutschen Reiches durch die Willkür des Versailler Diktats entgegen dem eindeutig bekundeten Willen seiner Bevölkerung brutal zerrissen wurde. Dabei wurde die natürliche Verbindung zum engeren Hinterland des Unterweichselgebietes nicht etwa enger gestaltet, sondern durch die Zerschneidung der seit Jahrhunderten einheitlichen Landschaft und die Aufhebung des verwaltungsmäßigen Zusammenhanges mit Westpreußen und Posen sinnlos zerstört. Die möglichen Vorteile einer zollgemeinschaftlichen und wirtschaftlichen Verknüpfung mit den ehemals russischen und österreichischen Teilen Polens blieben eine Illusion, bzw. wurden durch die Danzig-feindliche polnische Wirtschaftspolitik zunichte gemacht.

+

. . . daß Danzigs Wille zum Reich zurückzukehren auch in wirtschaftlicher Beziehung durchaus gerechtfertigt ist. Ausschlaggebend aber sind stets nur ideelle Gesichtspunkte, denn Danzig ist eine deutsche Stadt und nur im Deutschen Reich kann sie wirklich frei sein!



„AMADA"

MARGARINE-WERKE

DANZIG

Dr. OETKER'S

ERZEUGNISSE

HABEN SEIT JAHRZEHNTEN WELTRUF!

VERLANGEN SIE STETS AUSDRÜCKLICH

Dr. OETKER'S ERZEUGNISSE

Vertreter: Gerhard Neckritz, Danzig, Am Winterplatz 14, Telefon Nr. 21236

Danziger Wirtschaftszeitung

Informationsorgan für alle Gebiete der osteuropäischen Wirtschaft mit den ständigen Beilagen: „Die Fachgruppe" und „Danziger Juristenzeitung". Erscheint halbmonatlich.

Herausgeber: Industrie- und Handelskammer zu Danzig
Verlag: „Der Danziger Vorposten" G. m. b. H., Danzig

Städtischer Schlacht- und Viehhof Danzig

Erzeugung und Lieferung von
hygienisch einwandfreiem Kunsteis in jeder Menge

Exportschlachtanlagen für alle Schlachttiergattungen
verbunden mit
neuzeitlichen Kühl- und Gefrieranlagen

Eigener Bahn- und Wasseranschluß

Danziger Verpackungsindustrie A.G.
Danzig

Aus Papier und Pappe
Verpackungen aller Art
Buch- und Offsetdruck

DER DEUTSCHE IM OSTEN
Jahrgang 2 — Juni 1939 — Heft 4

Inhaltsverzeichnis

Dr. Karl Hans Fuchs: Worum handelt es sich in Danzig? Grundsätzliches zur Lage an der Weichselmündung ... 3
Prof. Dr. Erich Maschke: Der Zusammenbruch des Versailler Systems im Osten. — Zum 20. Jahrestag der Unterzeichnung des Schanddiktats 17
Willibald Omankowski: Danziger Kirchen, Gedicht ... 24
Elfriede Fuchs: Seele der Heimat ... 25
Erich Post: Dem Erbauer der Stadt, Gedicht ... 29
Kultussen. Ad. Boeck: Erziehung und Bildung in Danzig. — Die Neugestaltung des Danziger Schulwesens nach nationalsozialistischen Grundsätzen ... 31
Gauschul.-Leiter W. Löbsack: Die Danziger „Adolf-Hitler-Schule" als Zentrum ostpolitischer Schulung ... 40
Hansulrich Röhl: Sommerlied ... 43
Erich Post: Im Strauch vorm Strom, Gedicht ... 44
Dr. Gregor Brutzer: Mittelalterliche Malerei in Westpreußen ... 45
Dr. Franz Lüdtke: Deutsche Dichtung um Weichsel und Warthe ... 55
Edgar Sommer: Weichselufer, Gedicht ... 61
Ernst Frieböse: De Fischwiewers von Danzig ... 62
Hans Friedrich Blunck: Schelmengeschichte vom Danziger Goldschmied ... 63
Wolfgang Federau: Fragen in der Nacht, Erzählung ... 66
Dr. Horst Joswig: Deutschbewußtsein und Besonderheit in der Danziger Dichtung im Zeitalter Friedrichs des Großen ... 69
Lothar P. Manhold: Garten der Dichtung, Gedicht ... 74
Hanns Strohmenger: Eine Geschichte der Danziger Malerei vom Mittelalter bis zum Barock ... 75
Volk und Raum im Osten ... 77
Danzigs Bedrohung durch Gdingen (Dr. Kurt Peiser) — Die Weichsel ist nicht Polens Handelsstrom (f.) — Wie Danzig polonisiert werden sollte (m. h.) — Die Mordtat von Kalthof (dp.) — Du mußt wissen, daß ....
Anzeigenteil ... 94

Die Bildvorlagen sind von:

„Volk und Reich Verlag", Berlin, Seite 1, 35, 37; August Lukait, Insterburg, Seite 7, 11; Brinckmann-Schröder, Braunschweig, Seite 28, 54, 62; Foto-Sönnke, Danzig, Seite 41; Presse-Illustrationen Heinrich Hoffmann, Berlin, Seite 15; Staatl. Werbestelle Danzig, Seite 26, 39; Stadtarchiv Elbing, Seite 47; Dr. Stoedtner, Berlin, Kunstdrucktafel I; Stadtmuseum Danzig, Kunstdrucktafel II, III, IV, V und VI.

Die Mitarbeiter dieses Heftes:

Dr. h. c. Hans Friedrich Blunck, Altpräsident c. h. der Reichsschrifttumskammer; Adalbert Boeck, Senator für Volkserziehung, Kunst, Wissenschaft und Kirchenwesen der Freien Stadt Danzig; Dr. Gregor Brutzer, Kustos am Danziger Stadtmuseum; Wolfgang Federau, Schriftsteller, Danzig; Ernst Frieböse, Schriftsteller, Danzig; Dr. Horst Joswig, Schriftleiter, Danzig; Wilhelm Löbsack, Gauschulungsleiter des Gaues Danzig der NSDAP.; Dr. Franz Lüdtke, Schriftsteller, Oranienburg b. Berlin; Lothar P. Manhold, Schriftsteller, Danzig; Dr. Erich Maschke, Univ.-Prof., Jena; Willibald Omankowski, Schriftsteller, Danzig; Dr. Kurt Peiser, Oberregierungsrat, Abt. Werbung des Senats der Freien Stadt Danzig; Erich Post, Schriftsteller, Danzig; Hansulrich Roehl, Schriftsteller, Danzig; Edgar Sommer, Schriftleiter, Danzig; Hanns Strohmenger, Schriftleiter, Danzig.

Herausgeber: Wilhelm Zarske und Dr. Karl Hans Fuchs-Danzig, unter Mitwirkung von Hans R. Wiese-Breslau.

Schriftleiter: Dr. Karl Hans Fuchs (verantwortlich für den Gesamtinhalt).

Verlag: Der Danziger Vorposten G. m. b. H. Geschäftsstelle der Schriftleitung: Danzig, Vorstädtischer Graben 39. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Wilhelm Stephan. Druck A. W. Kafemann G. m. b. H., Danzig. Auflage: 6000. Auslieferung für das Deutsche Reich und das Ausland (ohne Polen): Berliner Geschäftsstelle des Danziger Vorposten, Berlin W 8, Unter den Linden 47, für die Freie Stadt Danzig und Polen: „Danziger Vorposten-Buchhandlung", Danzig, Langgasse 13.

Sämtliche Zuschriften an die Geschäftsstelle, Danzig, Vorstädtischer Graben 39, erbeten.

Durch alle Buchhandlungen und sämtliche Postanstalten zu beziehen.

Preis des Einzelheftes: RM. 1,50 (DG. 1,50)

Bezugspreis: RM. 3,50 vierteljährlich (DG. 4,— vierteljährlich).

Wolf Herrmann
Inh.: WALTHER SCHOENBERG
Berlin-Charlottenburg 4, Leibnizstraße 60
Gegründet 1877. Telefon: C 2, Charlottenburg 1848—51
Telegr.-Adr.: Forstbetrieb

Schwellen, Masten und Stangen, Schnittmaterial

Danzigs Spezialgeschäfte

Eugen Wegner
UHREN GOLDWAREN
Gr. Wollwebergasse 22|23, Adolf-Hitler-Str. 71

August Momber G.m.b.H.
Teppiche — Gardinen — Möbelstoffe
Langgasse Nr. 20-21 Fil. Kohlengasse

Rosenthal
PORZELLAN Zeughauspassage

Danzigs Gaststätten und Hotels

MARTIN LAUTENBACHER
Jopengasse Nr. 3 Telefon Nr. 28064
VORNEHME WEINGASTSTÄTTE
von internationalem Ruf

Hotel Danziger Hof
das führende Danziger Hotel

Alt-Danziger Spezialitäten

Die echten Danziger
„LACHS"-LIKÖRE
seit anno 1598 unerreicht!

Mirl-Schokolade

BIBLIOTEKA
UNIWERSYTECKA
GDAŃSK
C 111/1331
F1

Zoppot, *das Weltbad an der Ostsee, erwartet Sie zur Saison 1939*

+

Groß-Veranstaltungen im Juli und August:

Schwimmfest *Pferderennen* *Windhundrennen*
Segelregatten *Tennis- und Tanzturniere*

—

RICHARD-WAGNER-WALDFESTSPIELE
20., 23., 25., 27. und 30. Juli: „Ring des Nibelungen"
3., 6. und 8. August: „Tannhäuser"

—

WÄHREND DER SAISON TÄGLICH KONZERTE
der 50 Mann starken Kurkapelle

—

NEUZEITLICHES WARMBAD
Medizinische Bäder, Massagen, Inhalatorium, Moorbäder aus eigenen Lagern

—

Anträge auf REISEKREDITBRIEFE rechtzeitig stellen!
Hotelgutscheine durch MER-Büros

—

Auskunft:
BERLIN: Danziger Reise- und Verkehrsbüro, Unter den Linden 47; Zoppot-Kiosk, Kurfürstendamm, Ecke Uhlandstraße
ZOPPOT: Kur- und Badeverwaltung

—

INTERNATIONALES SPIELKASINO

Das ganze Jahr geöffnet! ROULETTE, BACCARA! Spielgewinne ausfuhrfrei!

Neu! Jeton-Gutscheine bis zu 500 RM. (= ca. 1000 Danziger Gulden) je Person und Monat in Verbindung mit Reisekreditbriefen und Hotelgutscheinen durch: Danziger Reise- und Verkehrsbüro, Berlin, und Reisebüro Meyhoefer, Königsberg Pr., Steindamm 127